



RAABS

BOS

# OLD OBIERTAL

NEUE FOLGE

1955 Nr. 3/4



## INHALT

- E. Schneid: Matthäus Lang, ein Lebensbild  
L. Tengg: Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Kirche in Stratzing  
Dr. H. Rauscher: Persönliche Erinnerungen an Professor Geller  
Dr. F. Freitag: Ein Heimatbuch aus dem oberen Waldviertel  
H. Hengstberger: Die „Heidnischen Opfersteine“ bei Loiwein  
K. Höfer: Mistelbach und Johann Strondl  
Heimatkundliche Bausteine

---

Für Volk und Heimat  
arbeitet der

Waldviertler Heimatbund

Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung  
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!

---

Das Heimatbuch für jedermann

Josef Huber

# WACHAUFÜHRER

Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.

Eingehende Darstellung der Wachau u. d. Nibelungenganes  
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales

280 Seiten

Preis S 24.—

In jeder Buchhandlung erhältlich!

Verlag Josef Faber, Krems an der Donau

Postversendung!

Postversendung!



Einzelpreis € 6.—

Ganzjährig € 36.—

Druck: Buchdruckerei  
Josef Faber, Krems  
an der Donau, Obere  
Landstraße Nr. 12  
Verwaltung: Obere  
Landstraße Nr. 12

Das

# Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde  
— und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes  
Monats. Eigentümer  
Herausgeber u. Verleger  
Waldviertler Heimat-  
bund; Verantwortlicher  
Schriftleiter Dr. Hein-  
rich Kaufner, Krems  
an der Donau, Heine-  
mannstraße, Nr. 12

4. Jahrgang

Krems, März-April 1955

Nummer 3-4

## Matthäus Lang

Pfarrer von Gars-Eggenburg — Erzbischof von Salzburg.

Ein Lebensbild von E. Schneid

Zu den erlesenen Plastiken der altherwürdigen Stadtpfarrkirche zu St. Stephan in Eggenburg gehört das Sakramentshäuschen linker Hand am Chorbeginn. Solche Skulpturwerke kannte die romanische Epoche noch nicht; damals wurde die Hostie in einem Behälter in Form einer Taube, an Ketten schwebend, über dem einfachen Altar aufbewahrt. Die lateinische Inschrift \*) auf dem Bildwerk besagt, daß diese Zierde des Gotteshauses eine fromme Widmung des ehemaligen Pfarrers von Gars-Eggenburg, Matthäus Lang, ist. Sie ist datiert vom 1. Juni 1505. Gars und Eggenburg bildeten zu jener Zeit einen gemeinsamen Pfarrsprengel, die Trennung erfolgte erst im Jahre 1564. Lang hatte diese Pfarre in den Jahren 1500 bis 1505 inne und war seit 1503 gleichzeitig Koadjutor des Bistums Gurk.

Auf die Frage, um welche Persönlichkeit es sich hier handelt, kann mit vollem Recht geantwortet werden: Lang war ein geistig wie auch menschlich hochstehender Mann, der zu Recht unser Interesse beansprucht. Er entstammte einem alten, aber verarmten, erst 1498 mit dem Prädikat von Wellenburg geadelten Augsburger Patriziergeschlecht und wurde im Jahre 1468 geboren. Sein Vater bestimmte ihn zum Studium. Seine Studienjahre fallen in die Zeit der Ausbreitung des Humanismus an den deutschen Hochschulen. Diese neue Geistesrichtung drückte dem ehrgeizigen, der Wissenschaft ergebenen Jüngling, ihr unauslöschliches Gepräge auf. Immer wieder tritt bei ihm die humanistische Bildung zu Tage. Von ihm kann berech-

\*) Originaltext der Inschrift ist angegeben in den „Beiträgen zur Geschichte der Pfarre Gars am Kamp“ von Alois Plessner, S. 61/62.

tigt gesagt werden: er war ein Kind seiner Zeit. Auf Grund seiner hervorragenden geistigen Fähigkeiten führte ihn sein Lebenslauf in raschem Aufstiege zu höchsten Ehren und Würden. In Ingolstadt und Tübingen oblag er, lernend und später auch lehrend, den freien Künsten, der Gottesgelahrtheit und der Rechtswissenschaft. In Wien aber, wo er im Jahre 1493 immatrikuliert wurde, trat er erstmalig mit humanistischen Kreisen in nähere Berührung. Ob er schon früher in Italien war, ist ungewiß, aber seine Begeisterung für die Antike war schon geweckt, und der Boden zur Aufnahme des neuen Geistesgutes schon vorbereitet. Seine Kenntnis des Italienischen und des Französischen dienten ihm vorerst zur Vertiefung des humanistischen Ideals und später als wertvolles Werkzeug als Diplomat. Obwohl sein tiefes Wissen ihn in erster Linie zum Lehrer befähigte, führte ihn sein Geschick einen anderen Weg. Im Jahre 1494 trat er in die Kanzlei des römischen Königs Maximilian als Privatsekretär ein. Als solcher brach er den Einfluß der dem König verhaßten Reichkanzlei unter dem Mainzer Kurfürsten Bertold, dem Haupte der Fürstenopposition; er stieg dadurch in der Gunst seines Herrn so rasch, daß er einige Jahre später einer der Mächtigsten am Hofe war. Vom König selbst in die Diplomatie eingeführt, löste er die schwierigsten Aufgaben zur höchsten Zufriedenheit. Davon seien genannt: Erste diplomatische Sendung nach Ungarn im Jahre 1508, Verhandlungen mit Frankreich im selben Jahr, sodann ebenfalls 1508 die Ausrufung Maximilians zum „erwählten römischen Kaiser“ im Dom zu Trient, da infolge des friaulischen Krieges Venedig den Zug zur Kaiserkrönung nach Rom verwehrte, weiters seine Verhandlungen mit der römischen Kurie in den Jahren 1511 bis 1513, die mit der Verleihung des Kardinalhutes Anerkennung und Lohn fanden. Im Jahre 1515 kam es zu neuerlichen Verhandlungen mit Ungarn, die zu der Doppelverlobung der kaiserlichen Enkelkinder Ferdinand und Maria mit den Jagellonen Anna und Ludwig führten. Die Doppelhochzeit selbst wurde erst 1521/22 vollzogen, wodurch das Haus Habsburg zur übernationalen Macht emporstieg. Endlich führte er die Wahlangelegenheit Karls von Spanien zum deutschen König im Jahre 1518, die aber erst 1519, nach dem Tode Kaiser Maximilians, mit der Wahl Karls zum deutschen Kaiser erfolgreich beendet wurde.

Nach zeitgemäßer Gepflogenheit besoldeten die Fürsten ihre Sekretäre nur mit 100 bis 200 Gulden aus eigener Tasche, hingegen entschädigten sie ihre Leistungen durch Zuwendungen von kirchlichen Pfründen. Dieser Brauch fand auch bei Rang seine Anwendung. Die Propstei Maria Wörth in Kärnten, später mit Viktring vertauscht, dann 1500 die Dompropstei seiner Vaterstadt Augsburg,

der bald auch die von Konstanz folgte, weiters mehrere einträgliche Pfarren waren der Lohn für sein erfolgreiches Wirken als Diplomat. Unter letzteren befand sich auch die landesfürstliche „Kanzlerpfarre“ Gars-Eggenburg. Im Jahre 1503 wurde er Koadjutor des Bistum Gurk, das zu dieser Zeit der römische Kardinal Beyraudi inne hatte.

Damit wollen wir die Schilderung des weiteren Lebenslaufes unterbrechen und uns der Zeit, in der er Pfarrer von Gars-Eggenburg war, zuwenden. Langs Vorgänger auf diesem Posten war der königliche Sekretär Sixtus Scharffenegger, der für das Jahr 1496 durch ein Handschreiben Maximilians nachgewiesen erscheint. Ihm folgte Lang traditionsgemäß auf der alten Kanzlerpfarre. Die wirtschaftliche Bedeutung der Pfarre war wohl maßgebend, daß Lang die Berufung seines Schwagers Ulrich von Haselbach zum landesfürstlichen Pfleger in Eggenburg erwirkte. Welche Bedeutung dies für Eggenburg hatte, darüber wird noch berichtet.

Nun muß aber eine grundsätzliche Feststellung eingeschaltet werden, die zum Verständnis des Weiteren erforderlich ist. Die Verleihung einer Pfarre verpflichtete den Betroffenen keineswegs zum Empfang der Priesterweihe. Zur Ausübung der pfarrlichen Agenden konnten eigene Priester bestellt werden. Von dieser Gepflogenheit machte auch Lang Gebrauch und es ist erwiesen, daß zu seiner Zeit mindestens drei Vikare in Eggenburg tätig waren. Da Lang seinen Beruf in der königlichen Kanzlei weiterhin versah, was mit längeren Reisen und dauerndem Aufenthalt in der Umgebung Maximilians verbunden war, ist sicher, daß sein Aufenthalt in Eggenburg nur von vorübergehender Natur sein konnte.

Nach Ludwig Brunner gliedert sich der Bau der St. Stephanskirche in gotischer Zeit in vier Abschnitte. Der zweite, der hauptsächlich die Einwölbung des Chores umfaßte, muß der Aufstellung des Sakramentshäuschen vorangegangen sein. Zu dieser Zeit war Lang mit der Funktion des Pfarrers betraut. Es liegt daher nahe, daß er die Einweihung des Chores veranlaßte, möglicherweise ihr auch beiwohnte. Mit Berücksichtigung des Angeführten kann geschlossen werden, daß das Sakramentshäuschen entweder als Gott geweihtes Erinnerungsmal an die glückliche Vollendung der Chöreinwölbung gestiftet wurde, oder als Andenken an sein Scheiden von der Pfarre. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß beide Motive gemeinsam für die Widmung bestimmend waren.

Der Bestand eines Gottsleichnamsaltares in der Pfarrkirche zu Eggenburg ist durch die Stiftung eines „ewigen Kaplans“ zu diesem Altar vom Jahre 1503 erwiesen. Zu diesem Altar erteilte der mittlerweile Kardinal gewordene Matthäus Lang einen Ablass-

brief, datiert vom 2. Dezember 1516. Durch ihn wurde die Bedeutung der Kirche gehoben, da eine Prozession mit dem Allerheiligsten allmonatlich gestattet und den Gläubigen weitgehende religiöse Vorteile zugesichert wurden. Zu jener Zeit war Dr. Paul Lang Pfarrer von Gars-Eggenburg, in dem man mit größter Wahrscheinlichkeit einen Neffen Langs vermutet. Bei Zutreffen dieser Annahme liegt es auf der Hand, daß Lang der Verleihung an seinen Neffen nicht ferne stand und auch allen Grund hatte, durch Verleihung des Ablassbriefes die kirchliche und wirtschaftliche Bedeutung der Pfarre zu heben. Mit dieser Feststellung soll das Wirken Langs auf kirchlichem Gebiet in unserer Heimatpfarre beendet sein.

Auf weltlichem Gebiet tritt Lang im Zeitgeschehen Eggenburgs nur indirekt in Erscheinung. Und dies auch nur durch die bereits erwähnte Tatsache, daß er die Berufung seines Schwagers Ulrich von Haselbach nach Eggenburg veranlaßte. Die diesbezügliche Urkunde ist von König Maximilian am 31. August 1500 gefertigt und besagt, daß wir „Ulrichen Haselpecken von Haselbach aus sondern gnaden und naigung, so wir zu seiner eelichen Hausfrawen Regna langin umb des ersamen unsers andächtigen Mathaeus Langgen thumbrobst zu Augsburg unser camen secretarius irs brueders getrewen vleyßigen und nützlichen diennst willen . . . . tragen, das geschloß Egenburg auf drei Jahre plegweise in Bestand geben.“ Die Persönlichkeit Langs als Schwager mag vielleicht für Ulrich jener Rückhalt gewesen sein, der ihn verleitet, seinem selbstherrlichen Wesen entsprechend, die Schranken seiner Befugnisse zu überschreiten und mit der Bürgerschaft in Jahre dauernden Streit zu liegen. Streitobjekte waren Ämterpacht, Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Stadt und der Vorwurf der Verwandtenbegünstigung bei den Wahlen in den inneren und äußeren Rat. Im Verlauf dieses Streites erfolgten von beiden Seiten Übergriffe, die die Verbitterung und das Gefühl der Rechtlosigkeit immer mehr steigerten. Nicht weniger als drei landesfürstliche Kommissionen versuchten vergebens die Gegensätze auszugleichen. Da diese Kommissionen zum Teile wenigstens aus Standesgenossen des Pflegers gebildet waren, sahen die Bürger Eggenburgs in ihnen nicht die Wahrer strikter Unparteilichkeit. Erst eine vierte Kommission vermochte mit dem sogenannten Reformationslibell, das Erzherzog Ferdinand am 6. Nov. 1524 bestätigte, den Frieden wieder herzustellen. Aus der Tatsache, daß nirgends eine Einflußnahme Langs für seinen Schwager während der ganzen Streiddauer aussieht, kann auf einen ausgeprägten Rechtlichkeitsinn bei Lang geschlossen werden.

Andererseits war er aber um das Wohlergehen der Familie seiner Schwester Regina ständig besorgt, was aus den jeweils vor

Ablauf der drei oder nur zwei Bestandsjahre erfolgten, bezeichnen-  
derweise nicht nur auf Ulrich allein, sondern auch auf seine Gattin  
lautenden Erneuerungen der Burgpflege und Ämterpachtung er-  
sichtlich ist. Als König Maximilian im Jahre 1505 Ulrich das „zer-  
brochene Schloß Stockern“ zu Lehen gab, geschah dies über Betrei-  
ben Vangs. Ebenso erfolgte auch die im Jahre 1507 gewährte Ver-  
günstigung, den „Sitz Stockharn“ auf die älteste Tochter und deren  
männliche Nachkommen vererben zu dürfen, auf Vangs Fürbitte.  
Auch die im Jahre 1521 durch Kaiser Karl V. erfolgte Bestätigung  
im erblichen Lehensbesitz des „Sitzes Stockharn“ geschah „um der  
nützlichen und willigen Dienste des Herrn Mathaeus“. Also völlig  
frei vom allgemein geübten Nepotismus war Vang keineswegs,  
aber klug wie er war, verstand er es, die Grenzen des Erträglichen  
nicht zu überschreiten. Mit gleicher Liebe und kluger Bedachtnahme  
sorgte er auch für seine beiden anderen Schwestern, wie noch aus-  
geführt werden wird. Damit tritt aber Vang aus dem Rahmen  
unserer engeren Heimat.

Der weitere Lebenslauf Matthäus Vangs führte in raschem  
Anstieg zum Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Wie schon  
erwähnt, wurde er 1503 Koadjutor von Gurf, und als sein Vor-  
gänger auf diesem Bischofsstuhl im Jahre 1505 starb, nahm Vang  
das bescheidene Suffraganbistum in Besitz, ohne es aber je betreten  
zu haben. Die weltliche Verwaltung besorgte eine Statthalter-  
schaft, an deren Spitze der Gemahl seiner Schwester Ottilie, Dr.  
Johann Schad stand. Ein weiterer Beweis der Fürsorge um das  
Wohl seiner Verwandten. Die geistliche Leitung oblag dem Weih-  
bischof Nikolaus. Erst 1521 verzichtete er auf Gurf zu Gunsten des  
Humanisten Hieronymus Balbi.

In die Zeit um 1511 fällt eine nicht allgemein bekannte ge-  
schichtliche Episode, in der Vang ausersehen war, eine wichtige und  
sehr verantwortungsvolle Rolle zu spielen. Papst Julius II. stand  
damals im Kampfe mit schismatischen Kardinälen und berief für  
das Jahr 1512 ein allgemeines Konzil nach Rom. Auf dessen Tages-  
ordnung standen Reformen, Bekämpfung von Häresien und Schis-  
men, wie auch die Verkündigung des heiligen Krieges gegen die  
Türken. Da erkrankte der Papst plötzlich so schwer, daß mit Wahr-  
scheinlichkeit mit seinem Ableben gerechnet werden konnte. Diese  
Möglichkeit bewog Kaiser Maximilian zu dem Plan, mit der  
Kaiserkrone auch die Tiara zu vereinen. Dies umsomehr, als er  
ein halbes Jahr zuvor zum zweitenmale Witwer geworden war.  
In einem Schreiben an den Landmarschall von Tirol, Paul von  
Viechtenstein, vom 16. IX. 1511 schrieb der Kaiser unter anderen:  
„und so er (der Papst) stirbt, so ist der von Gurf (Matth. Vang)

von uns gefertigt, gen Rom zu postieren, und (uns) hinder das Papstumb zu helfen“. Auch in einem zweiten Schreiben, das er am 18. IX. 1511 an seine Tochter Margarete richtete, äußerte er sich in selben Sinne. In beiden Schreiben erwähnt er die Summe von 300.000 Dukaten, die er für dieses Unternehmen aufwenden wollte. Er gedachte somit, sein Ziel durch Simonie (Handel mit geistlichen Ämtern) zu erreichen. Sein Berater und auch der geplante Vertreter seiner Interessen war Matthäus Lang. Die überraschende Genesung des Papstes vereitelte aber den phantastischen Plan. Und als Papst Julius II. anderthalb Jahre später wirklich verschied, war keine Rede mehr von einer Kandidatur des Kaisers. Aus diesem geschichtlichen Zwischenpiel ist aber zu ersehen, wie nahe Lang dem Kaiser stand, und daß er als sein maßgeblichster Berater angesehen werden muß.

Für einen Mann von hoher Bedeutung war natürlich der Bischofsstuhl von Gurk zu unbedeutend. Die weltliche Laufbahn hätte ihm, selbst im Falle der vornehmsten und reichsten Heirat niemals fürstlichen Rang verschafft, nur die kirchliche Stufenleiter konnte ihn den Höchsten der Erde gleichstellen. Er bewarb sich deshalb vorerst um den Erzstuhl von Mainz, dann um das Bistum Trier. Nachdem beides fehlgeschlagen hatte, vereinbarten Kaiser und Papst seine Ernennung zum Koadjutor des Erzbischof Leonhard von Keutschach von Salzburg. Um jedoch den Schein des Rechtmäßigen zu wahren, sollte ihn das Domkapitel dazu erwählen. Zur Ausschaltung jedes Widerstandes des Kapitels ernannte Papst Julius II. den Kardinal Lang, der noch immer keine Weihen hatte, zum Koadjutor und untersagte dem Kapitel, nach dem Tode Leonhards eine andere Wahl vorzunehmen. Auch sein Nachfolger Leo X. bestätigte diese Verfügungen seines Vorgängers und lehnte die Bitte des Erzbischofs, ihn von dem Koadjutor Lang zu befreien, rundweg ab. Doch Matthäus verstand es, einen gangbaren Weg zu finden. Er versprach den acht, durchwegs adeligen Domherren für den Fall seiner Wahl, vom Papst die Befreiung von der Augustinerregel zu erwirken, an die das Domkapitel seit dem Investiturstreit (1122) gebunden war. Als die Domherren diesen Vorschlag Langs annahmen und ihn zum Koadjutor wählten, verschaffte er ihnen die Säkularisationsbulle vom Jahre 1514. Diese Vereinbarung erfolgte ohne Wissen und gegen den Willen Leonhards. Er war aber so klug, sich vor der vollzogenen Tatsache zu beugen und anerkannte Lang als Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Doch bedang er sich volle Regierungsgewalt aus und übergab Lang zu seinem Unterhalt die Städte Mühlendorf und Tittmoning samt deren Einkünften.

Beide Männer waren grundverschiedene Naturen. Ihre Gegen-

fähigkeit in Geldsachen kennzeichnete Kaiser Maximilian durch folgenden Ausspruch: „Ich habe zwei Kapläne, deren einen ich nicht ausfädeln, den anderen nicht füllen kann.“ Jener war Leonhard, dieser Matthäus. Die ausgleichende Wirkung der Zeit schuf auch hier Wandel, indem sie zwischen beiden ein erträgliches Verhältnis schuf, was umso leichter möglich war, als Matthäus weiterhin vorwiegend in der Umgebung des Kaisers verblieb.

Als Erzbischof Leonhard am 8. Juni 1519 starb, wurde Matthäus Erzbischof von Salzburg und somit auch Reichsfürst. Zu diesem Zeitpunkt war aber sein Gönner und kaiserlicher Herr bereits gestorben (12. I. 1519). Er selbst konnte sein neues Amt nicht sofort antreten, da ihn seine Tätigkeit, die Vorbereitung der Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser, vorerst noch daran hinderte. Die Wahl fand am 29. Juni 1519 statt. Aber erst am 23. September erfolgte unter Entfaltung großen Prunkes der feierliche Eintritt des neuen Herrn in die Stadt Salzburg. Am 24. September, dem Tage des heiligen Rupertus, empfing er die Priester- und tags darauf die Bischofsweihe und das Pallium. Papst Leo X. ehrte den neuen Erzbischof in besonderem Maße. Durch Bullen vom 9., 10. und 22. August verlieh er allen, die des Kardinals Weihe und seiner ersten Messe beiwohnten, reiche Ablässe; ihn selbst aber erhob er zum Kardinalpriester seiner Titelfirche.

Seine Verdienste bei der Kaiserwahl lohnte Kaiser Karl V. durch die Verleihung des Erzbistums Cartagena in der Provinz Murcia in Spanien. Unter den 69 souveränen Kirchenfürsten Salzburgs hatte nur noch Erzbischof Guidobald, Graf v. Thun (1654—1668) ebenfalls einen zweiten Bischofsstuhl inne.

In seine Regierungszeit als Erzbischof fallen historische Ereignisse, die auch von weitgehender kultureller Bedeutung waren, so vorerst sein Kampf mit dem Bürgertum um die Niederringung der Freiheiten, dann der Bauernkrieg und das ständige Einsichern des Luthertums in das Erzstift. Diese drei Begebnisse überschatteten seine Regierung und beeinträchtigten in hohem Maße seine Erfolge als Landesfürst. Dies erklärt auch sein Versagen als Bauherr, wie auch als Förderer des Humanismus in großem Stile. Kein einziges Bauwerk von Format hat er geschaffen, lediglich der Beginn des Baues des Turmes des Domes in Murcia (1521) wird uns durch eine Tafel und die Anlage der Zisterne auf Hohensalzburg durch sein Wappen am Brunnenrand belegt. Auch die Burgkapelle zu Mittersill trägt als letzter gotischer Bau im Lande sein Wappen mit der Jahreszahl 1533.

Sein Vorgänger Leonhard v. Reutschach war nicht nur ein hervorragender Finanzmann, sondern stellte auch als Jurist seinen

Mann. Das römische Recht, das durch den Humanismus seinen Eingang fand, stärkte die Macht der Fürsten in der Richtung zum Absolutismus hin und fand in Leonhard einen unbedingten Verechter. Dies brachte ihn aber in Gegensatz zu den Bürgern der Stadt Salzburg, die auf die Wahrung ihrer Rechte, insbesondere auf die ihnen mit Ratsbrief vom Jahre 1481 durch den Kaiser Friedrich III. verliehenen, peinlichst bedacht waren. Als die Stadt nun vom neuen Herrn eine Bestätigung ihrer alten Rechte erbat, verweigerte Matthäus die Anerkennung.

Dieses Vorgehen löste unter der Bürgerschaft starke Beunruhigung aus, die durch reformatorische Ideen verstärkt wurde. Hierzu kam die auftretende Abneigung gegen die Herrschaft geistlicher Fürsten überhaupt. Wirtschaftlich drückend empfand man das ausgeschriebenene Ungeld (eine Getränkesteuer) und vor allem die Eintreibung der hohen Weihsteuer. Diese diente zur Deckung der Kosten der Installierung des neuen Erzbischofs. Als Rang eine Rebellion befürchtete, ließ er Hohensalzburg von seinen Söldnern besetzen und reiste selbst nach Tirol. Dort warb er Truppen unter dem Oberst Leonhard Freih. v. Böls. Mit ihnen rückte er bis Grödig, wo ein Lager bezogen wurde. Von dort erließ er einen Aufruf an die Landedelleute und auf sein Geheiß wurden die Geschütze der Festung zur Beschießung der Stadt vorbereitet. Am 11. Juni 1523 rückte er, auf einem weißen Zelter reitend, im Harnisch, einen roten Mantel um die Schultern und ein rotes Barett auf dem Haupte, unter dem Donner der Geschütze in die nichts ahnende Stadt ein. Dort mußten ihn Bürgermeister und Stadtrat kniefällig um Verzeihung bitten. Diese gewährte er ihnen aber erst nach einer Strafrede des Freih. v. Böls. Die am alten deutschen Recht hängenden Bürger bezeichneten das kriegerische Gepränge ohne zureichenden Grund und mit besonderem Hinweis auf das große Gefolge studierter Räte als „lateinischen Krieg“. Seine Folgen waren aber für die Stadt sehr drückend. Sie mußte urkundlich auf alle Rechte und Freiheiten verzichten, ein Zwangsdarlehen von 4000 Gulden gewähren und eine neue Stadtordnung annehmen. Diese Stadtordnung, ganz in absolutistischem Sinne gehalten, blieb wenigstens in der Hauptsache, bis zum Ende des Erzstiftes in Geltung.

Wenn das Ergebnis des „lateinischen Krieges“ zweifellos eine Stärkung der landesfürstlichen Macht war, so sollte das bei Niederringung des Bauernaufstandes nicht mehr der Fall sein. Er schlug dem Lande nicht nur schwere Wunden und riß in den Geldsäckel des Landesfürsten ein großes Loch, sondern setzte auch den absolutistischen Bestrebungen des Erzbischofs Grenzen.

Der Begriff der evangelischen Freiheit und auch Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen wurden von den Bauern dahin ausgelegt, daß sich Frondienst und Abgaben nicht mit dem Evangelium vereinen lassen. Zudem fühlte sich der Bauer rechtlos. Wenn auch in allen „Artikeln“, wie die Bauernprogramme hießen, das Verlangen nach der Predigt des Wortes Gottes ohne Verdunkelung und menschliche Zusätze an der Spitze stand, so waren die Forderungen aus der Not des Bauernstandes geboren und daher vorwiegend sozialer und wirtschaftlicher Natur. Viele scharfe Übergriffe der Grundherren wurden nach dem neuen römischen Recht nicht mehr geahndet, oder es verstand der Bauer die Rechtsprechung nach den lateinischen Formeln nicht.

Die Bauernbewegungen waren an den Boden und seine Bedürfnisse gebunden. Die aufständischen Bauernhaufen bildeten daher auch niemals — weder innerlich noch organisatorisch — eine Einheit. Aus diesem Grunde war auch die Bewegung, trotz der großen Ausbreitung und des fanatischen Einsatzwillens letzten Endes zum Scheitern verurteilt.

Bei Verhaftung eines Prädikanten entstand ein Tumult, der zum Aufstand der Pongauer und Pinzgauer Bauern und Knappen führte. Bald war das ganze Land in hellem Aufruhr. Unter Führung eines gewissen Kaspar Praßler zogen einige Tausend, darunter viele Bergknappen aus dem Gasteinertal, gegen die Hauptstadt. Die Bürger Salzburgs, seit ihrer überrumpelung durch den Erzbischof im „lateinischen Krieg“ ohnedies, unzufrieden, öffneten bereitwillig die Tore der Stadt. Der Erzbischof zog sich mit seinen Getreuen auf Hohensalzburg zurück und nahm den Kampf auf. Beiderseits kamen die Geschütze zum Einsatz, heute noch weist eine der Säulen in der Türnitz auf Hohensalzburg Spuren eines erzielten Treffers auf. Der Kampf währte wochenlang. Erzherzog Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V., wollte dem bedrängten Landesherrn Hilfe leisten. Er entsandte unter dem Grafen Dietrichstein Reifige aus Steiermark und Kärnten. Diese wurden aber, während sie in der Stadt Schladming sich der wohlverdienten Ruhe hingaben, durch Bauernhaufen, die durch Verrat in die Stadt eindringen konnten, aufgerieben. Ein Großteil des steirischen und kärntnerischen Adels fand hierbei den Tod, während Dietrichstein im Triumph nach Hohenwerfen in die Gefangenschaft geführt wurde. Nun trat aber eine Wende ein, die zum Ende des Aufstandes führte.

Herzog Ludwig von Bayern erschien im Namen des schwäbischen Bundes plötzlich vor Salzburg mit einem Heer von 8000 Mann, geführt vom tapferen Oberst Frundsberg. Die Bauern wehrten sich aber verzweifelt, ein baldiger Sieg über sie war nicht

zu erwarten. Da entschloß sich der wackere Frundsberg zu ihnen zu gehen und sein verständiges Wort brachte sie zur Vernunft. Ein Vergleich wurde geschlossen und am 31. August 1525 beiderseits bestätigt. Stadt und Land unterwarfen sich, Schadenersatz gelobend, ihrem Herrn gegen das Versprechen der Straflosigkeit und Abstellung gerechter Beschwerden. Darauf zogen die Bauern einerseits, die bündischen Truppen anderseits ab; letztere jedoch mit Hinterlassung einer namhaften Rechnung.

Matthäus war nun wieder Herr im Lande, aber er traute dem Frieden nicht und sicherte sich für die Zukunft. Und als im kommenden Frühjahr die Bauern, deren hochgespannten Erwartungen nicht befriedigt worden sein mochten, sich wieder erhoben, fanden sie ihren Herrn wohl gerüstet und der Hilfe des schwäbischen Bundes versichert. Mit drakonischer Strenge wurde durchgegriffen und in Kürze die Ordnung überall wieder hergestellt. Der mit so großen Hoffnungen begonnene Befreiungskampf der Bauern endete mit ihrer völligen Niederlage und Zerspaltung. Im Ennstal hatte der Feldhauptmann Niklas Salm die Niederlage Dietrichsteins gerächt, indem er die Stadt Schladming für den begangenen Verrat durch Schleifung der Stadtmauern bestrafte. Sie wurde dadurch der Stadtrechte verlustig.

Der durch Salzburg in den Alpenraum eindringende Protestantismus bildete das dritte Problem, das dem Erzbischof zu meistern oblag. Langs hervorragende staatsmännische Begabung erkannte sofort die große Gefahr. Bei der engen Bindung zwischen Staat und Kirche, sagte er sich mit Recht, könne eine Neuordnung der letzteren nicht ohne Erschütterung der staatlichen Ordnung vor sich gehen. Dabei war die Wirkung der neuen Lehre auf das Volk keine einheitliche. Der stark konservative Bauer sah in ihr zum Unterschied vom Adel weniger etwas Neues, als vielmehr den Versuch, bestehende Mängel der alten Lehre abzustellen. Lang konnte in dieser Erkenntnis nicht ohne weiteres auf die Forderungen des Papstes eingehen, der von Reichs wegen ein Einschreiten der Staatsgewalt gegen den Reformator forderte. Ein solches hätte bei der Unzufriedenheit aller Stände mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen die Spannungen nur gesteigert. In jener Reichstagsitzung zu Worms (1521), in der Luther seine berühmte Rede hielt, führte Lang den Vorsitz. Von dort zurückgekehrt, wurde zur Abstellung der Mißstände im Alerus eine Synode zu Mühldorf und eine Visitation angeordnet, die aber nicht vorgenommen wurde. Der Bauernkrieg verhinderte energische Maßnahmen. Kräftiger wurde gegen die Wiedertäufer vorgegangen, die um 1527 sich in Salzburg stark betätigten.

Da das Erzbistum sich sowohl auf bayrisches wie auch österreichisches Gebiet erstreckte, und die Verfolgung einer Irrlehre auch Sache der weltlichen Behörden war, stieß bei den beständigen Eifersüchteleien ein allgemeines, durchgreifendes Vorgehen auf große Schwierigkeiten. Auch fehlte es an befähigten Organen zur Durchführung ernster Reformen. So kann abschließend gesagt werden, daß Matthäus Lang im Kampfe gegen das Luthertum nur äußerliche Erfolge erzielte, während unter der Oberfläche die neue Lehre sich nicht nur verbreitete, sondern auch vertiefte.

Es liegt eine gewisse Tragik über dem Wirken Matthäus' als Landesfürst. In jungen Jahren konnte er in der Politik des römisch-deutschen Reiches so glänzende Erfolge erringen, daß ihm nebst reichem Besitz, der ihn zu glänzender Haushaltung befähigte, auch die Würde eines Kardinals zuteil wurde. Ein Erfolg löste den anderen ab, seine Begabung und Fähigkeit meisterten die schwersten Probleme. Zu Beginn seiner Regierung in Salzburg stand er unter den Reichsfürsten an erster Stelle. In der Lenkung seines kleinen Landes hatte er aber nicht die gleich glückliche Hand wie in seiner Jugend, als er die Geschicke des ganzen Reiches formte. Schwere Unruhen erschütterten sein Land, zehrten am Vermögen des Erzstiftes und seines Herrn, sodaß der einst so reiche Fürst mit schweren finanziellen Sorgen zu kämpfen hatte. Er mußte seine Hofhaltung einschränken, das ganze Land zur Sparsamkeit aufrufen und schließlich bei seinem eigenen Münzmeister ein Darlehen aufnehmen und ihm wertvolles Kirchengut zum Pfande geben. Aus dem prunkvollen Fürsten war mit der Zeit ein stiller, alter Mann geworden, der seine letzten Tage in Zurückgezogenheit und fast kindlicher Einfalt verbrachte. Am 30. März 1540 beschloß er sein taten- und erfolgreiches Leben.

Es erübrigt nur noch, dem Lebensbild dieses großen Mannes einige Glanzlichter aufzusetzen und manches zu vertiefen, um sein Bild vor unseren geistigen Augen eindrucksvoller zu gestalten. Zu diesem Zwecke soll seine Persönlichkeit aus dem Zeitgeschehen herausgehoben und für sich betrachtet werden. Wenden wir uns vorerst seinem Äußeren zu. Es sind von ihm mehrere Bilder erhalten, darunter ein Stich von Albrecht Dürer, der als Vorbild für Langs Münze, einen Taler mit St. Kadiana auf der Rückseite, diente. Die heilige Kadiana (Kadegundis) war eine Dienstmagd und Jungfrau auf Schloß Wellenburg bei Augsburg, um 1340, also eine engere Landsmännin des Erzbischofs, der ihr seine Verehrung in dieser pietätvollen Art zum Ausdruck brachte.

Der alte Flurname St. Kadegund für das Florianibründl, südwestlich Eggenburgs, ist nicht auf Lang zurückzuführen. Die

Flur, an einem alten Verkehrsweg gelegen, wird schon 1343 genannt. Nach K. Vechner: deutet dies auf eine alte Siedlung oder eine alte Kultstätte. Ihre Namenspatronin war die hl. Radegund, eine alte thüringische Königstochter, Gemahlin des Frankenkönigs Chlotars I., die im Jahre 587 als Nonne starb. Sie wurde bereits im 10. Jahrhundert in der Diözese Freising und in Salzburg verehrt.

Aber auch Belegstellen von Zeitgenossen über das Aussehen Rang's stehen uns zur Verfügung. So sagt Pastor, aus römischen Quellen schöpfend, über ihn, als er in den Jahre 1511 bis 1513 mit der Kurie verhandelte: Rang wurde als „schöner, blonder Mann in den vierziger Jahren“ beschrieben. In Rom fällt er durch seine langen Haare auf. Doch trug er nach derselben Quelle wenigstens eine kleine Tonsur. Später, als Erzbischof, wird er auch mit langen Haaren, aber bartlos dargestellt. Der Historiker Ulmann bezeichnet Rang in seinem Werk „Kaiser Maximilian“ als „starkknochig“. Dem widerspricht die Tatsache, daß sein in der Ambrascher Sammlung verwahrter Harnisch auf eine schwächliche Gestalt schließen läßt.

Von der Tatsache ausgehend, daß zum Erfolg bei Verhandlungen der äußere Eindruck oft von ausschlaggebender Bedeutung ist, kann aus seinen zahlreichen diplomatischen Erfolgen der berechnete Schluß gezogen werden, daß sein Äußeres für ihn einnehmend gewirkt haben muß. Was seine geistigen Anlagen und seine Kenntnisse betrifft, gab uns sein Studien- und Lebenslauf hinreichend Gelegenheit, diese als ganz vorzügliche zu erkennen. Nicht nur durch seine bevorzugte Stellung am Hofe Maximilians und später als Reichsfürst stand er laufend in regen Gedankenaustausch mit den führenden Männern seiner Zeit, sondern es entsprach dies auch der Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit der gesamten humanistischen Gelehrtenwelt, soweit sie nicht im äußersten Luther-tum befangen war, fühlte er sich verbunden.

Von seinen charakterlichen Eigenschaften haben wir seine Unparteilichkeit im Streite seines Schwagers Ulrich v. Haselbach mit den Bürgern Eggenburgs schon erwähnt. Von tiefer Bedeutung und schon von seinen Zeitgenossen als außergewöhnlich beachtet, war die unerschütterliche Treue, die er seinem Herrn Kaiser Maximilian und überhaupt dem Hause Habsburg gegenüber an den Tag legte. Diese Treue schien manchen Zeitgenossen so bedenklich, daß sie daran ihre üblen Verdächtigungen knüpften, die darin gipfelten, in Matthäus einen Sohn Maximilians zu vermuten. Eine Verdächtigung, die durch die Tatsache des geringen Altersunterschiedes von nur neun Jahren widerlegt erscheint. Es hat vielmehr den Anschein, daß diese besonders tiefe Treue in einer Rang'schen Familien-

eigenschaft ihre Ursache hat. Beweis hiefür ist die ganz außergewöhnliche Aufopferungsfähigkeit seiner Schwester Apollonia.

Diese Schwester Matthäus war ursprünglich Hofdame bei der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians, der mailänder Prinzessin Bianca Maria Sforza. Sie wurde von ihrem Bruder mit hoher Mitgift dem Grafen Julian Rodron verbunden, der jedoch bald starb. In zweiter Ehe (1513) wurde sie die Gemahlin des kroatischen Dynasten Christoph Frankopane. Dieser wurde 1514 im friaulischen Kriege im Solde Maximilians schwer verwundet. Sofort eilte seine Gemahlin zu ihm und pflegte ihn gesund. Bald darauf fiel er in Gefangenschaft und wurde in Venedig in Haft gesetzt. Seine Gattin wollte ihn in dieser für ihn so schweren Situation hilfreich zur Seite stehen und bewarb sich beim venezianischen Senat um freies Geleit. Da ihr dieses verweigert wurde, eilte sie ohne dieses nach Venedig und teilte mit ihrem Gatten das harte Los der Gefangenschaft. Nach Ende des Krieges war die Markusrepublik grausam genug, den ihr gefährlichen Kriegshelden gegen getroffene Vereinbarung an die ihr verbündeten Franzosen, die Mailand besetzt hielten, auszuliefern. Von dort gelang Frankopane eine abenteuerliche Flucht über die Alpen. Seine Frau konnte aber infolge Krankheit nicht mit ihrem Gatten flüchten. Am 4. Februar 1520 besiegelte sie ihren Opfermut mit dem Tode. Liebe mit Treue gepaart, waren die Triebkräfte ihrer heroischen Haltung. Und dieses frauliche Heldentum veranlaßte ihren dankbaren Gatten zur Stiftung des von Jan Scorel geschaffenen Altarbildes in der Kirche von Obervellach. Es zählt heute noch zu den erlesenen Kunstschätzen des Landes Kärnten. Solche Selbstaufopferung ist aber Treue in höchster Entfaltung. Da Bruder und Schwester so überzeugende Beweise ihrer Treue erbrachten, kann wohl mit vollem Recht, wie schon früher behauptet, von einer typischen Familieneigenschaft gesprochen werden.

Apollonia zeigte sich auch auf geistigen Gebiet ihres großen Bruders würdig, schreibt man ihr doch die deutsche Übersetzung des berühmten Frankopane-Breviers zu.

Die erwähnte reichliche Mitgift, mit der Matthäus seine Schwester Apollonia ausstattete, ist ein weiterer Beweis seiner Fürsorge, die er seinen Verwandten zu Teil werden ließ.

Zu erwähnen bleibt noch sein stark ausgeprägter Sinn für Macht und Prunk. Auch hierin war er ein Kind seiner Zeit und lebte im Sinne aller Renaissancefürsten. Doch trat bei ihm stets eine gewisse Kultur zu Tage, die in seiner humanistischen Bildung ihren Grund hatte. Als im Jahre 1502 auf dem Helenenberg in Kärnten (heute wird diese Grabungsstätte Magdalenensberg ge-

nannt) eine Bronzestatue eines Siegers im olympischen Fünfkampf ausgeackert wurde, belegte sie Matthäus Lang als Koadjutor von Gurf und als der hellenischen Kunst aufgeschlossene Humanist sofort mit Beschlag. Nach der Säkularisation des Erzstiftes kam das Kunstwerk im Jahre 1806 in die kaiserliche Sammlung nach Wien und ziert heute noch das kunsthistorische Museum als eine seiner schönsten griechischen Plastiken.

Diese kurze Charakteristik des Menschen Matthäus Lang im Verein mit seinem Lebensablauf geben uns ein Bild von der geschichtlichen Bedeutung dieses Mannes. Es ist daher keineswegs verwunderlich, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht nur Bewunderer, sondern auch Neider fand. Sein Format sprengte den Rahmen des Durchschnittlichen und stempelte ihn zu einem Manne, von dem gesagt werden konnte: Er war berufen, Geschichte zu machen.

#### Benützte Literatur:

- Ludwig Brunner: „Eggenburg, Geschichte einer niederösterreichischen Stadt“.  
Dr. Karl Lechner: „Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels“.  
Dr. Franz Martin: „Kleine Landesgeschichte von Salzburg“.  
Dr. Franz Martin: „Kunstgeschichte von Salzburg“.  
Dr. Ernst Tomek: „Kirchengeschichte Österreichs“, II. Bd.  
K. O. Wagner: „Alt-Salzburg“.  
Hans Widmann: „Geschichte Salzburgs“.

# Neue Erkenntnisse

## zur Baugeschichte der Pfarrkirche in Strabing

Von Pfarrer P. Leopold Tengg.

Nördlich von Krems erhebt sich jene Hochfläche, die sich im Osten gegen das Kamptal und im Norden gegen Lengensfeld und Vangenlois sanft abdacht. Im Süden reicht sie bis zu den mählich nach Krems abfallenden rebenbewachsenen Lößhängen. Im Westen verliert sie sich in jener anmutigen Landschaft, in die der uralte Ort Strabing, einstmals Strezingen oder Stränzen genannt, eingebettet liegt. Hinter Priel (Pfarre Droß) fällt sie steil in jenes Tal ab, wo sich der Kremsfluß nach Jahrtausenden unermüdlichen Fleißes sein Bett in den kristallinischen Schiefer gegraben hat.

Von dem „Wartberg“, heute Kirchenberg genannt, auf dem sich die uralte Kirche erhebt, die Landschaft weithin beherrschend, genießt man bei günstigem Wetter eine herrliche Fernsicht. Das wie eine Gralsburg über dem Donautal aufsteigende Stift Göttweig, das in das Donautal ragende „Wetterkreuzkirchl“ sind sichtbar, die Berge und Hügel der weinumspinnenen, sagemumwobenen Wachau grüßen aus der Ferne und tief im Tale rauschen die Silberfluten der Donau.

Hinter dem Benediktinerstift Göttweig zeichnen sich ab die Konturen der Reissalpe, des Pilsenfelder Muckenfogels, des St. Weiter-Staff-Gipfel und Göller erheben stolz ihre Häupter in den azurblauen Himmel. Die Firne des Schneeberges glitzern im Sonnenlicht und weit dahinter, aber immer noch dem entzückten Beschauer auf dem Strabinger Kirchenberg wahrnehmbar, zeigen sich die sanften Kuppeln der Hohen Veitsch.

Das Klima von Strabing und Umgebung ist mild und nieder-

schlagsarm, welche Tatsache auch Beethoven anläßlich seines Landaufenthaltes auf dem Gute seines Bruder in Gneixendorf (1826) zu den Worten veranlaßt haben mag: „. . . die Luft ist gesund“. Es gibt nur wenige Tage im Jahr, wo Windstille herrscht, was die Lage auf dem Hochplateau mit sich bringt.

Wer weiß, mit welcher Unlust Ludwig van Beethoven zu seinem Bruder Johann nach Gneixendorf kam, wird verstehen, wenn er in den Briefen an die Wiener Freunde über seinen Landaufenthalt schreibt: „über Sonstiges muß man sein memento mori machen“. Diese seine anfängliche Anschauung hatte Beethoven jedoch bald geändert, als er die Naturschönheiten der Umgebung kennen lernte. Am 13. Oktober 1826 schrieb er daher an die Firma Schotts Söhne: „. . . Die Gegenden, worin ich mich jetzt aufhalte, erinnern mich einigermaßen an die Rheingegenden, die ich so sehrlich wieder zu sehen wünsche, da ich sie schon in meiner Jugend verlassen . . .“

Wenig bekannt ist, daß Ludwig van Beethovens Schwägerin Theresia, mit der er sich ständig herumzankte, im Friedhof zu Strazing ihre letzte Ruhestätte fand. Freilich zeigt heute kein Kreuz oder Grabstein mehr den Platz an, wo man einst die verstorbene Theresia van Beethoven bestattet hatte. Nur die Sterbematrik aus dem Jahre 1828 sagt, daß „den 20. November in Gneixendorf Nr. 1 Frau Theresia, Ehe-Gemahlin des Herrn Johann van Beethoven, Gutsbesizers des Wasser- und Trautingerhofes zu Gneixendorf, im 41. Lebensjahr an nervösem Fieber gestorben ist.“

Die Ahnenforschung über berühmte Österreicher, die mich mit Prof. i. R. Dr. Reinhold Hackel in Attersee, Oberösterreich, brieflich zusammenführte, hat in den Taufmatriken der Pfarre Strazing aus dem Jahre 1667 eine Maria Salome Schober, Tochter des Veit Schober von Strazing und der Susanna ux, eine Urahne des berühmten österreichischen Dichters Johann Neßtron, ausfindig gemacht.

Es ist Tatsache, daß der alte Markt Strazing im 15. und 16. Jahrhundert wirtschaftlich eine bedeutendere Rolle gespielt hat als heute. Der ganze Verkehr von Krems in das Waldviertel und weiter hinaus nach Böhmen und Mähren, Schlesien und sogar nach Polen wickelte sich auf der alten Salz- und Eisenstraße über Strazing ab. So ist es auch zu verstehen, daß sich hier eine rege Gewerbstätigkeit und eine gewisse Wohlhabenheit bildeten, in deren Anerkennung Kaiser Rudolf II. am 2. Januar 1583 dem Markte „Strezing“ ein eigenes Wappen erteilte. Das Wappen enthält einen blauen Schild, unten eine silberfarbene Mauer aus Quadern mit 5 erhöhten Zinnen, einem offenen Tor und gelbem Schließgitter,

ober dem Tor befindet sich das österr. Wappen, hinter der Mauer sind zwei runde weiße Türme mit 3 Fenstern und 3 goldfarbene Lilien zu sehen. Die Lilien beziehen sich auf die Grundobrigkeit des Stiftes Lilienfeld. Das Original ist leider aus dem Gemeindearchiv abhanden gekommen.

Die Kirche zum Hl. Nikolaus in Strazing steht auf einem Tumulus, einem Berg, dem einstigen „Wartberg“. Vor tausend oder mehr Jahren stand dort, wo sich heute die Kirche erhebt, ein Wachturm — noch früher vielleicht eine germanische Kultstätte, — auf dessen Fundamenten, bzw. Mauern später zur Zeit der Kolonisierung des Waldviertels der deutsche Kaiser Heinrich II. die erste Nikolauskapelle auf dem Wartberg-Strazing errichten ließ.

Aus der Geschichte des Bistums St. Pölten (Kerschbaumer) geht hervor, daß die Pfarre Krems infolge der Stiftung des Kaisers Heinrich II. (1002—1024) durch Passau errichtet wurde. Aus ihrem weit gegen Osten sich erstreckenden Gebiet, — die nächste Pfarre war Oberhollabrunn, — entwickelten sich die Pfarren Gobelburg, Zöbing, Strazing und Stein. (Siehe Seite 169). Im Jahre 1140 wird Strazing in einer Urkunde des Stiftes Göttweig erstmalig genannt. Der Chronist von Strazing, P. Amadeus Karl schreibt im Jahre 1767: „Das Gotteshaus zu Strazing ist uralt, welches wohl aus der Bauart abzunehmen, als in einer Schrift zu lesen, welche unter dem Schwibbogen des Eingangs in die Kirche zu lesen, allwo geschrieben ist 1122. Ich halt davon, es sei eine Jahreszahl renovationis (der Renovierung) non vero aedificiationis templi (nicht aber der Erbauung der Kirche). Zu bedauern ist, daß die alte Jahreszahl überweißt und mit Ziffern iziger Zeit renoviert worden.“ Die Innenrenovierung hat diesbezüglich interessante Aufschlüsse gegeben, wie man überhaupt aus den vielen Bauperioden der Kirche Rückschlüsse auf die Vergangenheit ziehen kann.

Seit dem Anfang aller Dinge, bis zum 15. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung einschließlich ist ja die Baukunst das große Buch der Menschheit, der Hauptausdruck des Menschen in den verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung, sei es als Ausdruck der Kraft oder des Geistes.

Nachdem die Tradition bei den Völkern dieser Erde im Laufe der Zeit so schwerfällig und oft sogar verwirrt geworden war, dergestalt, daß das gesprochene, flüchtige Wort nicht mehr getreu überliefert werden konnte, so schrieb man die Geschichte in den mütterlichen Boden der Erde auf die sichtbarste, dauerhafteste und natürlichste Weise: Man besiegelte jede Tradition durch ein Monument.

Die ersten Monumente waren einzelne Felsstücke, welche wie

Moses sagt, das Eisen nicht berührt hatte. Die Architektur begann wie jede Schrift. Sie war zuerst Alphabet. Man setzte einen Stein aufrecht in die Erde, das war ein Buchstabe. Und jeder Buchstabe war eine Hieroglyphe und auf jeder Hieroglyphe ruhte eine Gruppe von Ideen, wie das Kapitell auf einer Säule. So machten es die ersten Geschlechter, überall, zu gleicher Zeit, auf dem ganzen Erdfreis. Man findet den aufgerichteten Stein der Kelten im asiatischen Sibirien und in den Pampas von Südamerika. (W. Ceram: „Götter, Gräber und Gelehrte“). Später machte man Worte. Man baute Stein auf Stein, man verband diese Silben von Granit untereinander und diese ergaben das Wort. Der Cromlech der Kelten, der etruskische Tumulus und der hebräische Galgal sind schon Worte, ja sogar Eigennamen. Salomos Tempel war nicht bloß der marmorne Einband der hl. Schrift des Alten Bundes, sondern das hl. Buch selbst. Auf jedem seiner konzentrischen Umkreise konnten die Priester das vor Augen gelegte Wort lesen und so folgten sie seinen Umwandlungen von Heiligtum bis in das Allerheiligste. Das hl. Wort war in Innern des Gebäudes eingeschlossen, aber sein Bild war schon auf der Außenseite der architektonischen Harmonie erkennbar. Aber nicht allein die Form der Kultgebäude, sondern auch ihre Lage gaben den Gedanken kund, den sie darstellten.

So war in den ersten 6000 Jahren der Welt, von der entferntesten Pagode Hindostans bis zur herrlichen Stefanskirche in Wien die Architektur die große Schrift des Menschengeschlechtes.

Ausgehend von dieser Erkenntnis lassen sich daher auch aus der Bauart und Bauweise der alten Nikolauskirche von Strazing Rückschlüsse auf die historische Entwicklung des Ortes ziehen. Die St. Nikolauskirche von Strazing läßt in ihrer Bauart deutlich die alte Wehranlage erkennen. Bei der Außenrenovierung der Kirche im Spätherbst des Jahres 1954 wurden auf der Westseite Mauerreste der alten Wehrburg gefunden und 2 romanische Fenster freigelegt. Letztere wurden renoviert und so der Nachwelt erhalten. Um die steinerne Sprache, das „saxa loquuntur“, besser verstehen zu können, welche Tatsache sich aus den Freilegungsarbeiten ergab, wird es gut sein, jene Kunstkenner zu Worte kommen zu lassen, die über die bauliche Entwicklung der Kirche von Strazing geschrieben haben. Es sind dies P. Martin Riesenhuber: „Die kirchl. Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten“ und Dehio: „Kunstführer durch Österreich“. Dort lesen wir über die Baugeschichte der Kirche: „Ursprünglich eine einschiffige, flachgedeckte Anlage des romanischen Stils. In späterer Zeit gotifiziert: Neubau des Chores und Anbau von 2 Seitenschiffen. In spätgotischer Zeit wurden das Mittel- und das Nordschiff mit

Netzgewölben versehen und der Orgelchor eingebaut. Neubau des Turmes: 1736. Um 1860 erfolgten Zubauten. Restauriert 1897.

Beschreibung: Die Kirche ist eine dreischiffige Pfeilerbasilika, Chor und Südschiff sind spätgotisch. Die Fenster sind barockisiert. Barockturm über dem Choranfaß. Länge der Kirche: 26 m, Breite: 6 bis 12 m, Höhe: 11 m. In der Kirche befinden sich 3 Barockaltäre. Der Hochaltar besteht aus grauem Türnitzer-, die Seitenaltäre aus rotem Liliensfelder-Marmor.

Wenn der Besucher der Strazinger Kirche auf dem Kirchenberg das erst neuangebrachte schmiedeeiserne Tor in das Schloß fallen läßt, so bietet sich ihm ein schöner Anblick. Rechter Hand zeigt sich ihm die Apsis der Kirche in schöner Form. Infolge des Abbruchs der einst störenden alten Friedhofsmauer auf dem Kirchenberg kommen jetzt die Strebepfeiler mit den an ihnen eingemauerten romanischen, bartlosen Männerköpfen (oder slawischen Ursprungs?) wundervoll und mächtig zur Geltung. Durch das Entfernen der alten Mauer wurde der Kirchenplatz um ein Vielfaches vergrößert und bietet nun Raum für Laienspiele jeglicher Art.

Eine im Jahre 1784 geschaffene Nische an der äußeren Südseite der Kirche birgt eine alte und ehrwürdige Kreuzigungsgruppe. Die überlebensgroß aus je einem Holzstück gearbeiteten Figuren stellen Jesus auf dem Kreuz, die Mutter Gottes, Maria Magdalena und Johannes dar. Auch sie wurden renoviert und machen mit ihrer seltenen Farbenpracht und Schönheit auf den Beschauer einen tiefen künstlerischen Eindruck. Zur Geschichte dieser Statuen sagt der Chronist folgendes: „Im Jahre 1784 wurden alle Bilder und Stadien abgeschafft, (gemeint wahrscheinlich die Kreuzwegstationen), davon hatte Josef Stettin noch die 3, welche am hiesigen Kalvarienberg standen, er gab sie mir gegen einen Baum, ich ließ diese Stadien fassen und diesen Ort ausmalen, wo jetzt viel gebetet wird. Diese 3 Stadien stellen Johannes, Maria und Magdalena vor, alle Kosten hiezu wurden von Wohltätern bestritten.“ Auf der Westfront betritt man durch das Hauptportal das Innere der Kirche. Welch schöner Anblick bietet sich da dem Besucher!

Gleich auf dem rotweißrot getünchten Schwibbogen des Choraufbaues zeigt sich die Jahreszahl 1574. Durch sie erfahren wir, daß in diesem Jahre die Kirche schon einer gründlichen Renovierung unterzogen wurde, bzw. größere Umbauten gemacht wurden. Diese Jahreszahl ist deswegen von Bedeutung, weil das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe heute wieder in den Zustand hergestellt wurden, in dem sie sich damals befanden. Es muß vermerkt werden, daß die Abdeckungsarbeiten gerade die Bemalung jener Zeit fast vollständig erhalten zufolge förderten und sie daher nur geringfügig

renoviert zu werden brauchte. Nähere bauliche Untersuchungen ließen erkennen, daß die ursprünglich flach gedeckte einschiffige Kirche schon relativ frühzeitig zu einem 3 schiffigen Raum umgestaltet worden war, wobei die Chorthäupter der Seitenschiffe mit gotischen Gewölben versehen wurden, während das Mittelschiff und die rückwärtigen Teile der Seitenschiffe noch bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts mit flachen Decken versehen blieben und erst nach 1520 mit spätgotischen Netzrippengewölben eingewölbt wurden. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß sich in den Seitenschiffen zwischen den Früh- und spätgotischen Gewölben Mauerbogen befinden, welche den Zweck hatten, die Einwölbung des vorderen Teiles (Chorthaupt) zu ermöglichen. Freilich besteht auch die Möglichkeit, daß zuerst nur die Chorthäupter der Seitenschiffe als für sich bestehende Kapellen erbaut worden sind. Für diese Vermutung spricht ganz und gar die Anlage des südlichen „Seitenschiffes“, das wohl als die Urkapelle (Nikolauskapelle) angesehen werden muß. Beweise hierfür erfolgen etwas später. Am spätgotischen Gewölbe des eigentlich romanischen Langhauses kam eine Bemalung zutage, welche aus dem schon erwähnten Jahre 1574, also aus der Zeit der Renaissance stammend und ästhetisch sehr ansprechend wirkt.

Die gotischen Rippen weisen eine rötliche Bemalung auf die Rippen aus dem frühen 16. Jahrhundert eine rotgelbe Marmorierung. Die hohlkehlenartige Einziehung der Rippen weist eine Bemalung in Mennige auf, welche mit einer dünnen Kalklasur überdeckt wurde. Der Birnstab selbst ist auf weißem Grund mit einer Caput-mortuum-Farbe marmoriert. Die Seitenflächen der Rippen haben einen kräftigen beinfarbenen Ton, ebenso wie die senkrechten Anschnitte der Rippen. Die rote Bemalung und Marmorierung der Rippen wirken ungemein farbenfroh und lebendig. Auf den weißen Gewölbefeldern finden sich einzelne ockerfarbene Sterne. Sprechen da nicht die Steine eine deutliche Sprache? Sehen wir denn nicht an den massiven Säulen, die das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennen, das Emporwachsen unseres heimischen Waldes und in den Rippen, die zu schönen Ornamenten ineinanderästeln, das Gezweig, das uns den Ausblick zu den Sternen des Himmels ermöglicht? —

An der nördlichen Mittelschiffswand zeigen sich barocke Dekorationen mit Butten, die darauf schließen lassen, daß diese ganze Wand in der Barockzeit bemalt worden ist. Durch die im Jahre 1897 vorgenommene Innenrenovierung der Kirche wurde dieses herrliche Fresko in Unkenntnis seiner Bedeutung zum Großteil heruntergeschlagen, sodaß heute nur mehr Fragmente dieses ehemaligen schönen barocken Gemäldes, — darstellend wahrscheinlich

die Muttergottes mit Engeln (Putten), die den Baldachin tragen — zu sehen sind. Neben diesen barocken Fragmenten, aber etwas höher ist ein Fresko aus dem Jahre 1677 freigelegt worden. Es stellt die hl. Familie dar und dürfte von einem wohlhabenden Bürger aus Strazing und Mitglied der Pilsenfelder Josef-Bruderschaft gestiftet worden sein. Die Kartusche unterhalb des Freskos mit der Inschrift, die noch zum Teil gut erhalten ist, sagt uns, „zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit der schmerzhaften Muttergottes und aller lieben Heiligen habe Georg und Anna, — Hausname leider unleserlich — dieses Bild molen lassen.“ An der Südwand des Mittelschiffes ist ein großes Kreuz angebracht, dessen Christus spät mittelalterliche, kunstvolle Meisterarbeit aus etwa 1520 verrät. Von diesem Kreuz sagt der Chronist: „Das große Kruzifix, welches ober dem Schwibbogen der Kanzel und dem Taufstein hing, ließ ich herabnehmen, dann das Kreuz anstickeln und zwischen dem Kreuzweg stellen, wie zu sehen ist.“ (1819).

Die gotische Bogenwölbung vor dem Presbyterium ziert heute eine gut restaurierte, holzgeschnitzte Dreifaltigkeitsstatue, die auf dem Dachboden des Pfarrhofes ein vielleicht Jahrhundert langes Dasein fristete. Vor dem Presbyterium stehend, wenden wir uns rückwärts schauend, dem Eingang der Kirche zu. Da bietet sich uns wieder ein schöner Anblick. Mächtig und zugleich schwungvoll steht die Chorempore mit der schönen barocken, steinernen Netzbalustrade aus dem Jahre 1731 vor uns. Unterhalb dieser Balustrade befindet sich die Jahreszahl 1522. Zur Zeit der Freilegung dieser Ziffern vermutete man, endlich die Jahreszahl 1122 gefunden zu haben, mußte aber bald erkennen, daß der umstrittene zweite Einsler 1522 in dieser Zahl ein Fünfler war. Die Worte in der Pfarrchronik: „Zu bedauern ist, daß die alte Jahreszahl (1122) überweißt und mit Ziffern 1522iger Zeit ist renoviert worden“, müssen wohl so verstanden werden, daß beim Bau der Chorempore im Jahre 1522 die alte Jahreszahl 1122 die über dem Eingang oder Ausgang der Kirche angebracht war, durch die nun aufgeführte Chormauer verdeckt wurde. Korrespondierend aber mit dieser alten Jahreszahl wurde in derselben Höhe auf der zum Hochaltar schauenden Wölbung der Brüstung die Jahreszahl mit „Ziffern 1522iger Zeit“, nämlich 1522 angebracht.

Auf der Chorempore steht die von der Fa. Capel in Krems im Jahre 1894 errichtete Orgel. Sehr zu bedauern ist, daß die gotische Inschrift auf der Orgelempore nur fragmentarisch erhalten ist.

Wenden wir uns dem nördlichen Seitenschiff zu. Hier erkennt man deutlich den späteren Zubau. Die Durchbruchbögen vom Mittelschiff in das Nordschiff sind wesentlich anders geartet, ja um vie-

les kleiner, als die Durchbruchbögen zum Südschiff. Ebenso ist das Nordschiff niedriger eingewölbt als das Südschiff. Diese architektonischen Unregelmäßigkeiten sind Beweise dafür, daß die Durchbrüche auch zeitlich verschieden voneinander vorgenommen wurden. Das Nordschiff ist einfach in seiner Bauform und Anlage, hat noch den alten Ziegelboden, während der übrige Teil der Kirche im Jahre 1766 mit Kehlheimerplatten gepflastert wurde. Der barocke Seitenaltar ist aus rotem Eilienfelder Marmor. Das Altarbild ist ein Ölgemälde und stammt von einem unbekanntem Meister, darstellend die hl. Anna mit Maria und dem Jesuskind. Der Taufbrunnen, der bisher fast den Zugang vom rechten Seitenschiff zum Presbyterium verstellte, wurde in den rückwärtigen Teil des Nordschiffes versetzt.

Baugeschichtlich von wesentlich größerer Bedeutung ist das südliche Nebenschiff. In schweren spitzbogigen Mauerdurchbrüchen öffnet sich das Mittelschiff gegen das Südschiff. Am vorderen Durchbruchbogen an der Südseite des Mittelschiffes wurde ein uraltes Fresko freigelegt. Es zeigt eine Darstellung des Bischofs Nikolaus, die stilistisch einer frühgotischen, wahrscheinlicher aber einer romanischen Auffassung entspricht. (Vgl. Foto Zipperle, Krems).

Im Chorchaupt des südlichen Nebenschiffes dürften wir uns wohl im ältesten Teil der Kirche befinden. Der barocke Altar ist ebenfalls aus rotem Eilienfelder Marmor und birgt in der Nische eine schöne Immaculatastatue aus Stein. Während man im nördlichen Nebenschiff auf dem Chorchaupt keine apsidische Rundung findet, ist sie hier gegeben. So fand man auch neben dem Altar seitlich an der Wand zum Hauptschiff hin ein sehr altes, leider sehr verblaßtes Fresko, das aber trotzdem deutlich genug eine Krippendarstellung zeigt; es gemahnt an die Florentinerschule aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Schöne Schlußsteine in Kleeblattform auf dem Deckengewölben erfreuen das Auge des Beschauers.

Wenn bisher die Meinung vertreten war, auch das Südschiff sei ein späterer Zubau, ähnlich dem Nordschiff, so ist hier die Tatsache verblüffend, daß man ganz deutlich einen Durchbruch vom Chorchaupt des Südschiffes in das Hauptschiff feststellen muß, sodaß wir es hier, aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Urkirche, bzw. mit der Arkapelle zu tun haben. Konsekrationskreuze mit rechteckiger Umrahmung und kleeblattförmigen Endungen des Kreuzes, welches jeweils von zwei Heiligendarstellungen (Maria und Johannes) begleitet ist, sind nur in diesem Raume sichtbar geworden. Quer durch ein solches Konsekrationskreuz zieht sich der Durchbruchbogen zum Mittelschiff, der niemals hätte gemacht werden können, wenn die Konsekrationskreuze erst nach dem Durchbruch vom Mit-

telschiff in das südliche Seitenschiff gemacht worden wären. Ein weiterer Beweis für die ältere Datierung dieses sogenannten „Seitenschiffes“ ist ein gegen das Längsschiff vermauertes romantisches Fenster, welches auch im Mauerwerk angedeutet ist. Zur Zeit der Renovierungsarbeiten habe ich hinter dem Marienaltar ein vermauertes gotisches Fenster mit Maßwerk entdeckt und dasselbe im Juli 1954 freigelegt. Die hierzu stilechten gotischen Glasfenster spendete in lebenswürdiger Weise Frau Baronin Rosa von Guttmann. Durch dieses Fenster wird auch die Kreuzigungsgruppe mittels Scheinwerfer effektiv angestrahlt. Bei Ausbesserungsarbeiten am Fußboden des Chorraumes stieß man auf ein romantisches Gewölbe, worunter sich der Kärner befindet. Der Eingang hierzu bzw. das Schachtloch — noch vermauert — ist auf dem Kirchenberg neben der Kreuzigungsniße. Zu dem einzigen erhaltenen gotischen Seitenportal des südlichen Seitenschiffes wurde vom Tischlermeister Raimund Bach in Strazing nach Vorlagen des Denkmalamtes ein neues, in der alten gotischen Form gehaltenes Tor gefertigt. Der Ausblick durch dieses Portal gegen Göttweig ist als einmalig zu bezeichnen. (Siehe Foto Ing. Schandl, Drosß). Wenn das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe eine einmalig renovierte farbenfrohe Einheit bilden, so ist das Presbyterium (gotisch umgebaut von 1350 bis 1420) durch den graugrünen Ton der Taxenburgergotik eine eigene Kapelle geworden, welcher Charakter besonders abends durch die wirkungsvolle elektrische Beleuchtungsanlage noch unterstrichen wird.

Diese graugrüne Grisaillebemalung ist gut erhalten, bloß einige Ergänzungen wurden von Restaurator Ludwig Franta, Wien, geschickt vorgenommen.

An der Innenseite des Triumphbogens zeigt ein dazugehöriges Wappen mit drei Lilien auf blauem Grund das Wappen des Stiftes Lilienfeld. Ein Berg mit Kreuz und Anker und der Signatur, A. A. C. (Ambros Abbas Campillii = Ambros, Abt von Lilienfeld) besagt, daß es sich um eine Malerei aus der Zeit des Abtes Ambros handelt. Die gotischen Formen der Malerei sind im wesentlichen sehr gefällig. Die runden Scheinfenster zeigen in ihrer Buntheit eine gewisse volkstümliche Note.

An den beiden Seitenwänden des Presbyteriums kamen zwei schöne Nischen zum Vorschein: An der Nordseite die sogenannte Sessionsniße mit einer gotischen Inschrift: „Got füge ziun pest = Gott füge (es) zum Besten“ und an der Südseite eine formschöne Nische umrahmt von einem Weinlaubsteinrelief. In dieser Nische wurde das Chronogramm angebracht, dessen Großbuchstaben das Renovierungsjahr 1953 ergeben:

„HaeC eCClesla paroCh. sto. niColao DICata, kaLenDis auguStI usque fest stae. LuClae, auX. b. VIrg— eX rIXa paX restaurata.“

Die Großbuchstaben der beiden Psalmverse ergeben den Namen des gegenwärtigen Pfarrers:

Ps. 68 „zeLus domus tuae comEdit me et opprObria exProbrantium tibi sOLi ceciDerunt super me. TE domiNe diliGam refuGium meum et liberator meus.“ Ps. 17.

An derselben Seite wurden auch die Lavabo- und die Monstranznische freigelegt. Neben der Sessionsnische an der Nordwand, also links vom barocken Hochaltar aus grauem Türnitzer Marmor wurde ein aus gotischer Zeit stammendes Fresko über dem Sakramentshäuschen gefunden. In der Form einer gotischen Monstranz mit dem Bilde des auferstandenen Heilandes umschließt es das ebenfalls freigelegte Sakramentshäuschen. Der Hochaltar wurde neu vergoldet und die schöne barocke ausladende Ornamentik, geschnitten von Edmund Kneifel, dem Vater des gegenwärtigen Herrgottsschnitzers in Strazing Josef Kneifel, kommt dadurch zur vollsten Geltung. Von Josef Kneifel stammt auch der schön geschnitzte Bischof Nikolaus in der Nikolausnische im Presbyterium. Das Hochaltarbild wurde im Jahre 1784 von Johann Martin Schmidt eigens für die Pfarrkirche von Strazing gemalt: Der hl. Nikolaus in der Glorie (Verklärung) empfiehlt den Ort Strazing der hl. Dreifaltigkeit. Die Engel mit den bischöflichen Insignien des Heiligen tragen die Züge der eigenen Kinder des Malers. Die 14 Kreuzwegbilder in den beiden Seitenschiffen sind aus der Schule des Kremser Schmidt, ebenso das Bild mit dem Tod des hl. Josef und stammen von Mitterhofer, einem Schüler des genannten großen Meisters. (1827).

Die in den Wänden der beiden Seitenschiffen eingemauerten Grabplatten geben Kunde von dem einstmaligen Wirken der Mönche aus St. Niklas in Passau in der hiesigen Gegend.

Mit Ausnahme der beiden glasbemalten Fenster (Maria und Josef) im Altarraum sind alle Fenster von der Fa. Karl Knapp aus Rasten (Böheimkirchen) neu gemacht worden. Das durch die bunten Scheiben einfallende Licht gibt nun dem Innern der Kirche ein weihvolles Gepräge.

Wenn eine Kirchenrenovierung in einem solchen Ausmaße auch viele Sorgen, Mühen und Verdrießlichkeiten mit sich bringt, so muß doch die Gebefreudigkeit der Gläubigen dieses Ortes und die der Wohltäter aus allen Teilen unserer schönen Heimat hier dankbar vermerkt werden.

Eine wertvolle Bereicherung für die Kirche bildet im Hause des Herrn Karl Winiwarter in Strazing Nr. 66 aufgefundene, holz-

geschnitzte fast lebensgroße, gotische später barockisierte Muttergottesstatue mit Kind. Sie stand bestimmt einmal vor Jahrhunderten in der Kirche. Eine ebenso kunstvoll geschnitzte barocke kleine Kreuzigungsgruppe wurde von Herrn Josef Winwarter in Strazing Nr. 91 der Kirche in freundlicher Weise überlassen.

An prähistorischen Funden in den Sandgruben von Strazing können an Petrefakten verzeichnet werden. (Versteinerungen): 1.) ein oberer Molar eines großen Rhinocerotiden; 2.) ein Lendenwirbel eines Rhinocerotiten; 3.) Fragment eines Mastodon und Molaren (Zähne); 4.) Zähne von Hipparion gracile (Urpferd) und 5.) Geweihe von Renttieren.

Die Landesregierung von Niederösterreich bewilligt auf Grund der Intervention des Landeshauptmannstellvertreters Ing. Kargls eine Subvention von 10.000 Schilling für die Renovierung der Kirche.

Allen Förderern und Wohltätern, vor allem dem Bundesdenkmalamt, sei herzlichst gedankt.

Das Stift Pöllensfeld, dem die Pfarre Strazing incorporiert ist, trug finanziell zur Renovierung der Kirche und des Turmes (4 neue Zifferblätter aus Schmiedeeisen) wohl den größten Teil bei. Der hochwürdigste Herr Prälat Martin Matschik, Abt von Pöllensfeld, hat durch sein Entgegenkommen großes Verständnis gezeigt für die zu Tage geförderten alten Kulturdenkmäler in der St. Nikolauskirche von Strazing und sich somit auch selbst in der Renovierungsgeschichte dieser Kirche ein bleibendes Denkmal gesetzt.

„Nihil novi sub sole“ sagt ein lateinisches Sprichwort: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Wie sich die Menschen zu allen Zeiten gleich bleiben, zeigt ein Vermerk in der Chronik dieser Pfarre, die einer meiner Vorgänger, P. Sigismund Ritschauer, auch anlässlich einer Kirchenrenovierung zu seiner Zeit niederschrieb:

„ . . . Ich habe die Kirche 1819 in Traisen, die Kirche zu Eschenau 1826 und jetzt diese ausmalen lassen und überall viel Verdruß mit den Malern gehabt, daher ich mit keinem mehr was zu thun haben mag, denn jeder verspricht viel und keiner hält Wort, auch beim deutlichsten Contract“. Wie sich die Bilder gleichen: Damals und heute, so möchte man ausrufen!

Gingedenk der großen und schönen Aufgabe, die eine Kirchenrenovierung zumal einer so alten Kirche wie in Strazing darstellt, verblasen die Menschlichkeiten zusehends und nur Freude bewegt das Herz beim Gedanken, Baudenkmäler früherer Jahrhunderte — die in Stein geschriebene Geschichte unsere Ahnen — kommenden Generationen erhalten und überliefert zu haben.

# Persönliche Erinnerungen an Professor Geller

Von Dr. Heinrich Rauscher.

Betröstet mit den Sakramenten der Kirche starb Johann Nep. Geller am 9. November 1954 in Weissenkirchen nach einem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben. Hermine Cloeter hat ihm in unserer Zeitschrift (Folge 1 und 2, 1955, Seite 1—6) warme Worte des Gedenkens gewidmet. Dem Text wurde durch Mißverständnis ohne Erklärung ein Bild beigelegt. Dazu sei nachgetragen, daß es die letzte Aufnahme des Künstlers ist, die am 20. Oktober 1954, also 20 Tage vor seinem Hinscheiden, von Frau Professor Beck (Wien) gemacht wurde.

Der Verfasser lernte den akademischen Maler Geller im Sommer 1930 kennen und stand seit dieser Zeit mit ihm bis zu seinem Hinscheiden in ständiger Verbindung. Gegenseitige Besuche und Briefe hielten die Beziehung stets aufrecht und boten die Möglichkeit, den Künstler und Menschen Geller genau kennen zu lernen. Was in diesem Vierteljahrhundert beim Zusammensein gesprochen wurde und was er in Briefen geschrieben hat, soll im bescheidenen Umfang zusammengefaßt werden, da es das Bild Gellers lebensvoll abrundet und die Ausführungen Cloeters ergänzt.

Gellers Vater stammte aus Saib in Südmähren, die Mutter war eine Tochter eines aus Ottenschlag nach Weissenkirchen zugewanderten Kaufmannes namens Riether. Entgegen dem Wunsche des Vaters wandte sich der junge Geller nach seinem Realstudium der Malerei zu. Zunächst besuchte er durch zwei Jahre die allgemeine Malerschule unter Griepenkerl an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Bis zu seinem Lebensende konnte es Geller nicht vergessen, daß ihm sein Lehrer eine mit viel Fleiß und Sorgfalt gemachte Zeichnung nach einem Gipsmodell kalt und schonungslos mit derben Strichen verbesserte. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Chromolithograph, mit der er sich seinen Lebensunterhalt verdienen mußte, besuchte er die Landschaftsmeisterschule unter Pichtenfels an der Akademie. Hier befreundete er sich mit dem angehenden Maler Tomec, der später seine Schwester heiratete.

Mit dem Gundelpreis ausgezeichnet, verließ Geller die Akademie und unternahm mit Hilfe eines Gönners Reisen nach Italien und Bayern. 1894 schloß er sich dem Künstlerhaus an, dem er bis zu seinem Lebensende angehörte. Diese Künstlervereinigung zeichnete ihn mit der kleinen Goldmedaille, mit dem Dumbapreis, mit der silbernen Jubiläumsmedaille, mit der goldenen Nadel und mit dem goldenen Lorbeer aus. Wie Geller zur kleinen Goldmedaille kam, erzählte er mit folgenden Worten: 1891 stellte ich im

Künstlerhaus ein kleines Bild aus, das von einer Kommission der Münchener Künstlerschaft für ihre Sommerausstellung erbeten wurde und mir eine Einladung nach München und die Goldmedaille eintrug.

Auf die Frage, welchem seiner Lehrer und welchen Vorbildern er sich besonders verpflichtet fühle, antwortete er: „Keinem!“ Als seine Lehrerin und beste Anregerin bezeichnete er die stets schöne Natur, die er aber nie erreichen habe können. Gellers Begabung, die Natur als Vorbild, Selbstzucht, Gewissenhaftigkeit und rastloser Arbeitseifer bis in die letzten Tage seines Lebens wirkten in seltenem Einflang zusammen und ergaben ein reiches und künstlerisch hochwertiges Lebenswerk, das alle Anerkennung verdient und schon frühzeitig auch von seinen Kunstgenossen gewürdigt wurde. Mit Anspielung auf seine Marktbilder legten sie ihm bei einem gemeinsamen Abendessen folgende anerkennende Worte auf seinen Platz: „Buntbewegtes Leben, feinfarbige Sinfonie! Malt er auch gern Märkte, Marktware malte er nie.“

Eine überschau über Gellers Kunstschaffen läßt deutlich einige Gruppen erkennen. Eine Besonderheit bildeten die reich figuralen und von Gebäuden eingefassten Marktbilder mit dem bunten und bewegten Treiben, so die von Nürnberg, von Wien (Auf der Heide), von Budweis, Auspitz und Krems; hieher können auch der Kirchtag in Saiz, die Poibener Fronleichnamsprozession mit den ländlichen Trachten und Gestalten, der Wiener Rathausplatz während einer Platzmusik und der Wiener Stephansplatz zur Zeit der Firmungszeit. Eine andere Gruppe bilden die Ansichten von Städten, Gebäuden, Denkmälern und Interieurs, vor allem der Blick auf Lublin vom altjüdischen Friedhof, das Rathaus in Bremen, das Christinen-denkmal in der Wiener Augustinerkirche und der Christusaltar in der Kirche zu Weißenkirchen. Das letzte Bild wurde 1904 mit dem Kaiserpreis ausgezeichnet und vom Fürsten von Liechtenstein erworben. Dazu kommen noch einsame Höfe und stille Plätze.

Von besonderem Reiz sind seine Landschaftsbilder, unter denen Motive aus der Wachau stark vertreten sind. Auch seiner Blumenstücke, mehrerer Kaiserbilder und seiner Illustrationen in Kunstzeitschriften und Druckwerken muß gedacht werden.

Das Kunstschaffen Gellers fand, abgesehen von den schon erwähnten Auszeichnungen, durch das Künstlerhaus gebührende Anerkennung und Förderung. Besonders bei Ausstellungen wurden ihm von 1898 bis 1933 viele Auszeichnungen zuerkannt, so die goldene Staatsmedaille in Wien, der Kaiserpreis in Wien, der Preis der Stadt Wien, die Carl Ludwig-Medaille, die goldene Staatsmedaille in Graz, die bronzene Medaille der Pariser Welt-

ausstellung (1900), die silberne Medaille der Weltausstellung in St. Louis (1904) und der Drachepreis. 1918 verlieh ihm Kaiser Karl das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens, die höchste Auszeichnung, die einem freischaffenden Künstler verliehen werden konnte. Den größten Wert legte er aber auf den Professortitel, den ihm das Unterrichtsministerium 1935 verlieh. Er fühlte sich gekränkt, wenn ihm in Briefen oder im Gespräch dieser Titel vorenthalten wurde.

Mit Freude und Genugtuung erzählte Geller wiederholt, daß Franz Josef I. seine Bilder sehr schätzte. Einmal blieb der Kaiser an der Schwelle eines Ausstellungsraumes stehen, wies nacheinander auf mehrere Bilder hin und bezeichnete sie ganz richtig als Werke Gellers. Er erwarb auch mehrere Bilder des Meisters, wie dies auch die Stadt Wien, der regierende Fürst von Liechtenstein und andere taten.

Zum letztenmal wurden Gellerbilder bei der Landesausstellung in Krems 1948 öffentlich zur Schau gestellt. Wie verlautet, wird für 1955 eine Gellerausstellung zum Gedenken des Verstorbenen im Wiener Künstlerhaus geplant.

Der große Erfolg Gellers beruht wesentlich auf seinem Fleiß und auf seiner dauernden Gesundheit, war er doch, von zwei kurzen Aufenthalten im Kremser Krankenhaus abgesehen, nie krank und stand er doch nahe bis zu seinem Todestag bei der Staffelei und arbeitete mit freiem Auge. Mitte Oktober 1954 vollendete er sein letztes Bild, ein kleines Temperabild, das eine Frau mit Kind an einem Stiegenaufgang zeigt. Am 20. Oktober sagte er, dieses Bild werde wohl seine letzte Arbeit sein, doch beschäftigte er sich am gleichen Tage auch wieder mit Plänen für den nächsten Sommer. Über seine Arbeitslust und über sein Arbeitsbedürfnis schrieb er in einem Brief vom 28. September 1945: „... hoffentlich kommt zu meinen bisherigen Werken noch manches dazu, sollen mir noch einige Lebensjahre bestimmt sein. Gebe Gott, daß ich die Zeit nach wie vor arbeiten kann — das einzige, was einem über das Schwere, das einem besonders jetzt vom Schicksal bestimmt ist, hinwegbringt und noch Freude macht.“ Dieser Wunsch des Künstlers mit 86 Jahren ist in Erfüllung gegangen, hat ihm doch der Herrgott noch 9 Lebensjahre geschenkt.

Trotz des achtunggebietenden Lebenswerkes und der vielen Erfolge war Geller überaus bescheiden, was auch ein Zeichen seiner menschlichen Größe ist und ihn so liebenswert machte. Im erwähnten Brief schrieb er: „Ich glaube nicht, daß auch nur ein Bild von mir Anspruch auf Berühmtheit erheben kann. Ich arbeite halt und arbeite heute noch, arbeite immer noch wie ein Schuljunge, der

angesichts der nie erreichten Natur recht oft sich in seinem Schaffen verzagt fühlt, sich aber ebenso oft im Gedanken der im Lauf der Ehrenerfolge sagt — etwas muß ja doch an meinen Arbeiten sein.“ Diese Bescheidenheit und die Einfachheit in seiner Kleidung ohne jede Betonung seines Künstlerturns und auch die neidlose Anerkennung anderer Künstler machten Geller so sympathisch und brachten ihn auch den einfachen Menschen, besonders den Kindern nahe. Mit manchen Erscheinungen des modernen Kunstlebens konnte er sich allerdings nicht abfinden.

Geller heiratete mit 50 Jahren die 1874 in Budapest geborene Gisela Wirker. Die Neuvermählten bezogen ihre Wohnung in Wien, III., Radekystraße 25, wo er auch sein Atelier hatte. Der einzige 1910 geborene Sohn Heinz wandte sich dem Jusstudium zu und machte als Jusdozent seine Gerichtspraxis in Spitz und in Berlin. 1944 fiel er an der Ostfront. Die Familie Geller verlebte die Sommermonate gewöhnlich in Weissenkirchen, wo sie im eigenen Haus (Kirchenplatz 23) wohnte. 1944 übersiedelte sie dauernd nach Weissenkirchen. Dasselbst starb seine Frau am 1. September 1946. Sie konnte den Verlust ihres Sohnes nicht erwinden.

Der Verlust seiner Lieben ging Geller sehr nahe, aber seine männliche und zurückhaltende Art ließ nie ein Wort der Klage aufkommen; im vertrauten Gespräch aber konnte man erkennen, wie ihm ums Herz war. Trost schöpfte er aus seiner Arbeit. Besuche vertrauter Menschen waren ihm sehr willkommen und bei ihrem Abschied sagte er immer: „Kommens bald wieder!“ Enge Beziehung hatte er seit seiner Jugendzeit zur Familie Thiery in Dürnstein. Den heute 70jährigen Kommerzialrat Raimund Thiery, den Besitzer des Gasthofes „Richard Löwenherz“ hat er einst noch auf dem Arm getragen. Dieser, die Familie Scheuch aus Weissenkirchen und Herr Nawrata aus Spitz standen ihm bis zuletzt nahe. Das Ehepaar Grimm, das seit 32 Jahren die Hausmeistergeschäfte getreu besorgte, kürzte ihm nach Möglichkeit die Stunden der Einsamkeit ab.

Wenn Geller nicht malte, griff er gern nach einem Kunstbuch oder einem schöngeistigen Werk oder unternahm einen Spaziergang. Dabei zeigte sich die Hochachtung und Liebe, die ihm jung und alt bezeugten. Die Kinder liefen ihm auf der Straße zu, ob er Süßigkeiten für sie bereit hatte oder auch nicht. Sie gaben ihm auch geschlossen das Geleit auf seinem letzten Weg.

Als Mensch war Geller einfach, anspruchslos, von vornehmerm Denken, taktvoll, zartfühlend und aufmerksam. Wer so, wie der Verfasser das Glück hatte, mit dem Verewigten lange Zeit in Verbindung gestanden zu sein, ist dafür dankbar, daß es ihm gegönnt war, mit ihm manche Stunde in anregendem Gespräch verbringen

zu dürfen, seine Abgeklärtheit auf sich wirken zu lassen und diesen edlen Menschen eine Strecke des Lebensweges begleiten zu können.

## Ein Heimatbuch aus dem oberen Waldviertel

Dr. Franz Freitag

Die Pfarrgemeinde **Kauzen** im politischen Bezirk **Waidhofen a. d. Thaya** erhielt in den Weihnachtstagen des verflossenen Jahres ein Geschenk besonderer Art.

Einer ihrer Söhne, der verdienstvoll wirkende Direktor der **Kremscher Lehrerbildungsanstalt**, der unermüdlich tätige **Waldviertler Heimatforscher** und Herausgeber der Zeitschrift „**Das Waldviertel**“ **Dr. Heinrich Kaufner** hat seiner geliebten engeren Heimat ein dauerndes Denkmal gesetzt. Nach jahrzehntelanger, mühsamer Forschungsarbeit konnte er nun das „**Heimatbuch der Pfarre Kauzen**“ der Öffentlichkeit vorlegen. Herausgeber und Verleger ist die Pfarrgemeinde **Kauzen**, gedruckt wurde es in der **Preßvereinsdruckerei** in **St. Pölten**. Es hat einen Umfang von **219 Seiten** und ist mit einer Beilage von **35 Bildern** und **2 Karten** illustriert.

In seiner Bedeutung für die **Heimatkunde** im weitesten Sinn sprengt es den üblichen Rahmen einer Ortsgeschichte oder **Pfarrchronik** und erweckte bereits unmittelbar nach seinem Erscheinen das Interesse der Freunde des **Waldviertels**.

Vieles, was der Verfasser in seinem Buche aufzeigt, schließt im heimatkundlichen Forschungsbereich des oberen **Waldviertels** Lücken oder erläutert und belegt, was bisher nur in Umrissen bekannt oder überhaupt nur vermutet worden war. In seiner erstaunlichen Reichhaltigkeit, die trotzdem die notwendige Geschlossenheit nicht vermissen läßt, vermittelt das **Heimatbuch** ein eindringliches und bleibendes Bild eines Grenzlandgebietes, das bisher in der **Heimat- und Landesgeschichte** nur sehr selten zu Worte kam und über das nur höchst spärliche Nachrichten vorlagen. Gerade deshalb aber dürfte dieses Stück **Waldviertler Heimat** zu Füßen des **Reinberges** an der Staatsgrenze, mit seinen Wäldern und Teichen, dem lieblichen Tale des **Taxenbaches** und mit seinen hohen, einsamen **Granitkreuzen** reger Anteilnahme sicher sein.

Es ist dem Schreiber dieser Zeilen als engstem Landsmann des Autors eine Freude, das **Heimatbuch** von **Kauzen** anzeigen zu können, aber auch die Erfüllung einer Dankespflicht im Sinne gleichgerichteter Bestrebungen im Dienste der **Heimat**.

Das Buch stellt auch der gesamten **Pfarrgemeinde Kauzen** ein ehrendes Zeugnis aus, denn nur durch die verständnisvolle Zu-

sammenarbeit der Vertreter der eingepfarrten Gemeinden mit dem uneigennütigen Verfasser und der weitgehend entgegenkommenden Druckerei konnte es herausgebracht werden.

Wie man dem Vorwort entnehmen kann, liegen der Arbeit langwierige archivalische Studien zugrunde, und ein sorgfältiges Verzeichnis der benützten Literatur zeigt, daß nichts unbeachtet blieb, was der Erkundung dienlich sein konnte.

Die wertvollste Quelle aber verschweigt der Verfasser, weil sie ihm selbstverständlich ist: seine tiefe Verwurzelung in der Heimat und die daraus entspringende genaue Kenntnis von Land und Leuten.

In Landschaft und Klima zeigt das Buch die natürlichen Grundlagen (Kap. I) auf, welche ja die Geschichte und Geschicke der Menschen weitgehend bestimmen. Durch das Pfarrgebiet verläuft die Granit-Gneisgrenze, die durch den Reinberg der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge gibt. Er bildet auch die Wasserscheide Donau—Moldau, indem der aus Böhmen kommende Romaubach die Gewässer westlich des Reinberges der Moldau zuführt, der für das Pfarrgebiet auch geschichtlich bedeutsame und ebenfalls in Böhmen entspringende Taxenbach aber in die Thaya mündet. Strenge Winter und oft ungemein heiße Sommer kennzeichnen das kontinentale Klima dieses Landstriches, das den „böhmischen Winden“ weithin offen steht. Seine mittlere Jahrestemperatur beträgt 6.5 Grad.

Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, auf nähere Details einzugehen, aber es soll doch auf einiges hingewiesen werden, was für diese Gegend kennzeichnend ist und allgemein bedeutungsvoll erscheint.

Für ihre Besiedlung sind der Taxenbach und der Reinberg entscheidend. Während dem Taxenbach entlang schon im 6. Jahrhundert die ersten germanischen Einwanderer aus dem böhmischen Raume ins Land zogen und ihnen im 8. und 9. Jahrhundert von ebendorther Slawen folgten, trugen im 10. und 11. Jahrhundert die Grafen von Raabs die erste planmäßige deutsche Besiedlung durch das Taxenbachtal aufwärts bis zum Reinberg = Grenzberg<sup>1)</sup> vor. Hier kam sie zum Stillstand und es sollte Jahrhunderte dauern, bis vom Osten her auch er besiedelt wurde, denn erst im 18. Jahrhundert entstanden hart an der Grenze die Dörfer Klein-Taxen und Reinberg-Doberberg und die Streusiedlung Radschin. Für sie wurde der Siedelraum erst durch Abholzung weiter Waldteile für die Glasindustrie geschaffen, die um die Wende des 17. Jhrh. um

<sup>1)</sup> Vgl. auch Stefan Biedermann, Geschichte der Pfarre Eggern, Separatabdruck aus „Geschichtl. Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, Bd. XIV, 1954.

Kautzen blühte. Ein interessanter Vergleich zwischen josefinischer Militärfarte und dem gegenwärtigen Zustand zeigt ein langsames Vordringen des Waldes, dem damals auch viel Holz für die Papiermühle im Taxenbachtal entnommen wurde. Nicht sehr ertragreiche Felder und Wiesen, ja ehemalige Glashütten und Hofstätten sind heute wieder bewaldet.

Sehr aufschlußreich berichtet der Verfasser auch über den ursprünglichen Dreiseithof, der durch Überdachung der Einfahrt einem Vierseiter ähnlich wird, über das Entstehen der Grenzfesten Illmau am Fuße des Reinberges und Taxen am Taxenbach im 13. Jhrh., über die Hussiten, an die heute noch der Hussenweg entlang des Taxenbaches erinnert, und über Kriegswirren späterer Zeit, denen die erhöhten Punkte des Reinberges, der Schanzberg und Wachtberg, ihre Namen verdanken. Die Notzeit der Franzosenkriege brachte es mit sich, daß der berühmte Räuberhauptmann Johann Georg Grafel, dessen sich bereits die Volksfage bemächtigt hat, auch im Pfarrgebiet sein Unwesen treiben konnte. Für spätere Generationen sehr lehrreich werden die Ausführungen über die Jahre 1938, 1938/39 und 1945 sein.

Im Zusammenhang mit der Schicksalsverbundenheit der Pfarrgemeinde mit den genannten Festen und Herrschaften, die auch über das Jahr 1848 hinausreicht und bis heute irgendwie ihre Bedeutung nicht verloren hat, wird der Leser eingehend und durch Beispiele über die Arten und die Einhebung des Zehents und über die Durchführung des Robots unterrichtet.

Die Darstellung der verwickelsten Geschichte der beiden Herrschaften enthält auch für den zünftigen Historiker wertvollste Einzelnachrichten. Besonders hervorzuheben ist der Zuzug böhmischer Besitzer im 15. Jhrh., der Wontich in Taxen und der Wochenitzki in Illmau. Sie wendeten besonders der Leichwirtschaft und der Bierbrauerei ihr Augenmerk zu, während spätere Herrschaftsinhaber die Glaserzeugung einführten und die Weberei förderten.

Es waren dies die Reichsgrafen von Herberstein, die im 17. Jhrh. die Herrschaft Illmau mit der Herrschaft Doberßberg vereinten und so die gleichnamige Großherrschaft begründeten. Ihnen haben Kautzen und sein Pfarrbereich vieles zu danken.

Die Dagsner oder Dachsner waren seit ihrer Begründung Herrn der Grenzfesten Taxen und zur Zeit des Mathias Corvinus gefürchtete Raubritter. Sie saßen auf Taxen bis 1534. Durch die Grafen Grünne, Nachfolger der Herberstein auf Doberßberg, kam Taxen zu Beginn des 19. Jhrh. an Doberßberg, das bald darauf noch durch das südlich von Kautzen liegende Gut Peigarten im Taxenbachtale erweitert wurde.

Im Abschnitt „Bevölkerung“ (Kap. III) geben lehrreiche Übersichtstabellen über die Einwohner- und Häuserzahlen der Pfarre von 1840—1951 zu denken. 1855 lebten in der Pfarre 3030 Menschen, aber 1951 trotz des Zuzuges vieler Sudeten- und Volksdeutscher nur noch 2234, wogegen aber die Häuserzahl etwa im gleichen Zeitabschnitt um 40 gestiegen ist.

Allgemeines Interesse darf auch das Verzeichnis „Pfarrangehörige in besonderen Stellungen“ in Anspruch nehmen. So gingen aus der Pfarre 16 Priester hervor. Unter diesen ist der erste Kurat bei St. Stephan Ludwig Donin (1810—1876) die bedeutendste Persönlichkeit, welche die Pfarre hervorbrachte. Ihm, dem Sohn des Besitzers der Papiermühle am Taxenbach, dem erfolgreichen und gelehrten Schriftsteller, der eine Bibliothek von 30.000 Bänden besaß, dem großen Wohltäter der Pfarrgemeinde und dem großen Menschen, dessen „Begräbnis zu einer großen Trauerfeier des katholischen Wien“ wurde, läßt der Verfasser eine gebührende Würdigung zu teil werden.

Wenn der Leser wegen der gebotenen Sachlichkeit in der Darstellungsweise Herz und Gemüt des Autors nur zwischen den Zeilen, sozusagen am Rande spürt, so begibt er sich bei der Lebensbeschreibung Donins dieser verhaltenen Waldviertler Gemütsart und zeichnet ein lebhaftes Bild dieses bedeutenden Mannes.

Neben Donin nimmt auch der gegenwärtige Propst zu Eisgarn, Prälat und Erzdechant Stefan Biedermann einen ehrenvollen Platz ein. Er ist als hervorragender Priester, ausgezeichnete Mensch und Prediger und als fruchtbarer und gediegener Heimatsforscher weitum im Lande bekannt.

Weiters entstammen der Pfarre 9 Akademiker weltlichen Standes und 31 Lehrer- bzw. Lehrerinnen. Dazu kommen noch 11 Mittelschulabsolventen. Schon im Jahre 1937 hat Dr. Rauscher eine aufschlußreiche Studie auf dem Gebiete des bäuerlichen Wirtschaftslebens und seiner Geschichte veröffentlicht.<sup>2)</sup> In der Beschränkung auf einen kleinen Raum ist es ihm nun möglich geworden, allgemein interessierendes, genaueres Zahlenmaterial in sehr übersichtlichen Tabellen zu geben, so etwa über die Bonitätsklassen des Kulturbodens. Aber auch außerhalb der Tabellen überrascht die Arbeit immer wieder durch wertvollste zahlenmäßige Angaben, wie etwa über das Eindringen der landwirtschaftlichen Maschinen. Derartige erstmalige Angaben und Einzeluntersuchungen können wohl im allgemeinen auch als für andere Gegenden des Waldviertels gültig angenommen werden.

<sup>2)</sup> Dr. Heinrich Rauscher, Geschichte des bäuerlichen Wirtschaftslebens, Waldviertel, 7. Bd., Geschichte, Verlag Stepan, Wien 1937.

Einen breiteren Raum nimmt mit Recht die Geschichte der Spinnerei und Weberei im Pfarrbereiche ein, da sie ja für diesen von besonderer wirtschaftlicher Bedeutung ist. So stieg die Einwohnerzahl von 1787 bis 1840 von 1666 auf 2953 und die Häuserzahl von 193 im Jahre 1753 auf 441 im Jahre 1840. Der Pfarrort und Markt Kautzen allein vermehrte seine Häuserzahl im genannten Zeitraume von 26 auf 83.

Auch hier werden höchst instruktive Einzelheiten geboten, welche etwa die allmähliche Entwicklung vom Handwebstuhl und von der Faktorei zum mechanischen Webstuhl und zu den derzeitigen fabriksartigen Klein- und Mittelbetrieben aufzeigen.

Die Geschichte der Pfarre Kautzen, die sich in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts von der Raabsierpfarre Dobersberg abtrennte, wird im Kap. V „Kulturleben“ behandelt. In der Geschichte des Schulwesens verfolgt der Leser den Werdegang einer einklassigen Pfarrschule zur heutigen modernen Hauptschule.

Mit aller Liebe des Schulmannes und Lehrerbildners wird dieses Gebiet vom Verfasser betreut. Das Schicksal des Kautzner Schulmeisters Johann Pandalitschka vermag uns sehr nachdenklich zu stimmen.

Ein gründlicher ortskundlicher Teil bildet den Schluß (Kap. VI) des Buches, wobei die Geschichte des Marktes Kautzen im Vordergrund steht.

Das neue Wappen des Marktes, der ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum zwischen dem Thayatal und dem Reinberg und darüber hinaus geworden ist, ist am Umschlag des Heimatbuches zu sehen. Sinnvoll zeigt es auf der einen Längshälfte eine goldene Ähre und ein silbernes Weberschifflein. Sie sollen die Bedeutung der Landwirtschaft und der Weberei für Gemeinde und Pfarrgebiet andeuten, während das Bild des Kirchenpatrones Jakobus des Älteren die geistigen Bestrebungen versinnbildlicht.

Manchem Leser mag vielleicht ein sogenannter „volkskundlicher“ Abschnitt fehlen. Doch hierüber hat der Verfasser bereits an anderer Stelle ausführlich gehandelt.<sup>3)</sup> Auch die Mundart der Pfarre wurde mehrmals und eingehend schon früher dargestellt.<sup>4)</sup>

Direktor Dr. Rauscher spricht in seinem Vorwort den Wunsch aus, daß sein Heimatbuch besonders von der Jugend und den Landsleuten, die fern der Heimat leben, mit Wohlwollen aufgenommen

<sup>3)</sup> Dr. Heinrich Rauscher, Waldviertel, 3. Bd., Volkskunde, herausg. von Dr. E. Stepan.

<sup>4)</sup> Dr. Franz Freitag, Das Waldviertel als Sprachraum, Waldviertel, 7. Bd., Geschichte, Verlag Stepan, Wien 1937, ferner „Beiträge zur Syntax des Mittelbairischen“ ungedr. Wiener Dissertation 1935 und „Die Mundartforschung in Niederösterreich, ihre Entwicklung und Aufgabe“, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Wien 1948, wo weitere Arbeiten des Verfassers angeführt sind, denen die Mundart von Kautzen zugrunde liegt oder die von ihr den Ausgang nehmen.

und aus seiner Lectüre Belebung der Heimatliebe und Heimatverbundenheit geschöpft werden möge. Wir möchten hinzufügen: Möge das ausgezeichnete Buch Dr. Kauschers zu einem Hausbuch in der ganzen Pfarre werden, möge es in ihren Schulen den heimatkundlichen Unterricht vertiefen helfen und nicht zuletzt der gesamten Heimatkunde unseres lieben Waldviertels recht viele Anregungen vermitteln.

## Die „Heidnischen Opfersteine“ bei Poiwein

Von Heinrich Hengstberger

Auf dem Fahrwege, der von der Straßenschleife beim Pfarrhofe von Poiwein abzweigt und ostwärts nach Ober-Meißling führt, kommen wir nach kurzer Wanderung, vorüber an einem gemauerten Kreuzstöckel, zu einem Wäldchen, dessen Nordrand von einem sich vom Hauptwege trennenden schmalen Wege gesäumt wird. Wenn wir diesen Weg abwärts auf dem südlichen Berghange verfolgen, gelangen wir bald zu einem mit Staudenwerk bewachsenen Holzschlag, auf dem vier große Gneis-Felsblöcke lagern.

Diese Steinblöcke werden von der Bevölkerung als „heidnische“ oder auch als „germanische Opfersteine“ bezeichnet. Die Wissenschaftler nennen sie Schalen- oder Näpfschensteine. Jeder von diesen Felsen weist eine Anzahl merkwürdiger Ringe im Durchmesser von 70 bis 95 cm auf; mehrfach ist die Fläche innerhalb der Kreise herausgemeißelt, wodurch sich schalenförmige Vertiefungen ergeben haben. Diese Kreise und Schalen können nicht natürlichen Ursprungs sein, sondern müssen wegen ihrer regelmäßigen geometrischen Formen von Menschenhand stammen.

Ähnliche Schalensteine sind im Waldviertel in weit über hundert Orten zu finden. Diese Steine sind vielfach von Sagen umspunnen und führen bisweilen entsprechende Bezeichnungen, wie Drudenstein, Galgenstein, Teufelstich, Teufelsitz, Raststein u. ä. Auch im Urteistale bei Ober-Meißling ist ein solcher Opferstein zu sehen, über den die Sage geht, daß der Teufel einst mit seiner glühenden Butte dort gerastet habe und diese die Ringe in den Stein eingebrannt hätte.

Über den ursprünglichen Zweck dieser Schalensteine sind sich die Fachgelehrten nicht ganz einig. Der Heimatsforscher Franz Kießling erklärt sie folgendermaßen: Noch im vergangenen Jahrhunderte war es üblich, am Kopf- oder Fußende des Grabes kleine, meist regelmäßig zugearbeitete Steinblöcke zu versenken, die eine vom Steinmeß ausgearbeitete Schale oder kleine Schüsseln auswiesen.

In diese Vertiefung waren von den Hinterbliebenen der Toten am Sterbetage, zu Allerseelen und häufig auch zur Sommersonnenwende gekochte Speisen aus Eiern oder Früchten „in guter Meinung“ hinterlegt worden. Diese Zweckbestimmung lasse vermuten, daß man in alter Zeit auch Opferschalen größeren Umfangs, so auf Felsblöcken, Gottheiten geweiht und diesen darin Frucht- und Getreideopfer dargebracht habe; an „Blutopfer“ sei jedoch nicht zu denken.

Nimmt man aber an, daß diese Opfersteine aus der germanischen Zeit stammen (ein Nachweis hiefür wird wohl kaum zu erbringen sein), so wäre hiezu zu sagen, daß die germanischen Volksstämme ihren Göttern in den heiligen Hainen auch Blutopfer dargebracht haben. Für unser Wort „opfern“, das ja lateinischen Ursprungs ist („offerre“), sagte man im Gotischen „blotan“ (bluten), wodurch schon der Begriff einer Blutdarbringung gegeben ist. Der römische Geschichtsschreiber P. C. Tacitus (um 55 bis 116 nach Chr. Geburt) berichtet im 9. Kapitel seiner „Germania“, dem ältesten Buche von den deutschen Landschaften und ihren Bewohnern, daß die Germanen den Mars (d. i. Ziu, der Kriegsgott) und den Hercules (Donar) durch Opferung von Tieren versöhnen und an bestimmten Festen dem Merkur (Wotan), ihrem höchsten Gotte, auch Menschenopfer darbringen. (Diese drei germanischen Götter nennt nach Paul Stefan, einem Übersetzer der „Germania“, noch ein Taufgelöbniß aus dem 8. Jahrhundert). Es wäre somit nicht ganz ausgeschlossen, daß auf unseren Waldviertler Opfersteinen einst auch Opferblut geflossen ist.

Wie dem auch sei, jedenfalls nahm die Steinverehrung noch bei den Altbayern und Altfranken einen breiten Raum ein. So mag auch bei den ins Waldviertel zur Zeit seiner stärkeren Besiedlung eingewanderten Kolonisten dieser Brauch noch nachgewirkt haben. Daß Steine bei den germanischen Völkern noch bis in die Zeit Karls des Großen (um 800) in Verehrung standen, geht aus zahlreichen Kirchenkonzilsbeschlüssen hervor, mit denen man gegen diesen Brauch ankämpfte. Späterhin wurde die Kirche allerdings duldsamer und eignete solche Opfersteine christlichen Heiligen zu.

Auch der Heimatforscher Pfarrer Lambert Karner ist der Ansicht, daß die Schalensteine des Waldviertels einst für Opferzwecke bestimmt waren.

Die Poineiner Opfersteine wurden vor einiger Zeit behördlich durch den Naturschutz-Konsulenten der Bezirkshauptmannschaft Krems eingehend untersucht; die Erklärung dieser interessanten

Fundvorkommen zu Naturdenkmälern und deren Unterschutzstellung ist eingeleitet.

## Mistelbach und Johann Strondl

Von Karl Höfer, Krems

Das Dorf Mistelbach südöstlich von Weitra gehört zur Pfarre und Schule des Marktes Groß-Schönau und mit Post und Eisenbahn nach Weitra. Es wurde um 1165 von Hadmar II. von Kuenring gegründet und erhielt seinen Namen von dessen Gattin Euphemia von Mistelbach a. d. Zaya. Im Laufe der Zeiten war es zum Teil dem Stifte Zwettl, den Pfarren Groß-Schönau und Weitra, dem Kloster Imbach (bis 1812) und der Herrschaft Weitra zehent- und robotpflichtig. Landgerichts-, Orts- und Grundobrigkeit war die Herrschaft Weitra.

1788 erhielt es eine gemauerte Kapelle.

über die Geschichte des Dorfes ist kaum etwas bekannt; doch dürfte es die Schicksale der umliegenden Ortschaften geteilt haben: 1226 raubten und plünderten böhmische Kriegsvölker; 1426 und 1431 hausten in der Gegend die Hussiten; 1478 waren böhmische Banden eingefallen; 1596 herrschte der Bauernaufstand; 1619 plünderten kaiserliche Truppen; 1645 waren die Schweden hier; 1741 kamen Bayern und Franzosen her und 1809 zogen Franzosen mit ihren Verbündeten und österreichische Truppen durch. Allen Kriegen folgten Hungersnot und Seuchen.

Von Zeit zu Zeit brachten sich auch die Naturgewalten durch Erdbeben (1749), Frost und Dürre, Hagelschlag und Mißwachs, Heuschrecken (1749), Wildschaden und Raubwild, Blitzschlag und Brände in Erinnerung.

An der Westseite des Ortes, mit der Hauptfront nach Osten, steht das Haus Nr. 28, das in den Jahren 1931 bis 1935 erbaut wurde und sich durch sein gefälligeres Aussehen von den übrigen Häusern abhebt. Hier wohnte seit seiner mit Ende 1935 erfolgten Versetzung in den Ruhestand der Bankangestellte

Johann Strondl.

Die Strondl waren ein altes Weitraer Geschlecht; wo sie das Haus Hauptplatz Nr. 46 besaßen.

Der Vater des Johann Strondl war Förster in Groß-Schönau bei Baron Geusau auf Schloß Engelstein, nebenbei war er ein geschickter Tierpräparator (Ausstopfer); er starb im Jahre 1901. Von seinen neun Kindern leben nur mehr eine Tochter und ein Sohn Franz, der Tischlermeister in Wien ist.

Johann Strondl besuchte die dreiklassige Volksschule in Groß-Schönau und lernte dann in Weitra das Bäckerhandwerk. Nachher durchwanderte er als Geselle Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten, in welchen Ländern er bei zuständigen Meistern verschiedentlich Arbeit nahm. Von 1896 an blieb er ständig in Wien. Er wurde Angestellter der Merfurbank und heiratete 1908. Ende 1935 übersiedelte er nach Mistelbach.

Schon in früheren Jahren etwa um 1910, beschäftigte er sich ernsthaft und gründlichst mit dem Wissen über Schmetterlinge und erwarb eine große Kenntnis über deren Heimat, Raupennahrung, Verpuppung und Ausschluß und bildete sich im Laufe der Zeit zu einem beachtenswerten Entomologen aus, der mit namhaften Gelehrten, in- und ausländischen Hochschulen und verwandten Anstalten in ständigem Briefwechsel und gelegentlichem Tauschverkehre stand und der seine Entdeckungen und sein Wissen in Abhandlungen, die im Druck erschienen, der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Mit großer Liebe und peinlichster Genauigkeit legte er sich eine Sammlung von über 2000 in- und ausländischen Tag- und Nachtschmetterlingen in Prachtstücken, die zum größten Teile von ihm selbst gezüchtet worden waren, und von Käfern, an.

Aus dieser Sammlung kann man an Eiern, ausgeblasenen Raupen verschiedenen Alters, trockenen Puppen und Kokons und endlich Schmetterlingen den gesamten Werdegang dieser Tiere ersehen. Für die Erhaltung und Ergänzung dieser heiflen Sammlung wendete er viel Zeit und Mühe auf. Es war für den Vaten ein Vergnügen, wenn der bescheidene, ernste Mann seinen Besuchern, ohne sie zu ermüden, besonders markante Stücke zeigte und in nichts weniger als prozenhafter oder belehrender Art allerlei Anregendes über Heimat, Lebensweise und Nutzen oder Schaden der Tiere erzählte.

In seinem Obitgarten richtete er sich eine Art kleinen „botanischen Garten“ ein, wo er Bäume, Sträucher und Kräuter zog, deren Blätter er als Futter oder Ersatzfutter für die Raupen seiner Schmetterlinge verwendete. Die zu züchtenden Schmetterlinge bedurften als Raupen u. a. gleichmäßig temperierter und gut gelüfteter Zuchtkästen von größter Sauberkeit, stets frischen trockenen Futters, Abhaltung von Feinden (Schlupfwespen u. dgl.) und schließlich der Gelegenheit zum Verpuppen (Nistchen, Hobelscharten usw.). Auch gegen das Entweichen der Raupen mußte durch Drahtgitter vorgeforgt werden. Seine Gattin stand seinen Züchtungsbestrebungen verständnisvoll gegenüber und ertrug gerne die kleinen Unannehmlichkeiten, die daraus erwuchsen, sowie die mit dem Leben in einer kleinen Ortschaft verbundenen Verzichte.

Die beiden Weltkriege wirkten lähmend auf den Auslandsbriefverkehr und legten ihn zum Teil auch still; darnach dauerte es stets eine geraume Weile, bis in den Nachkriegszeiten die alten Beziehungen wieder aufgefrischt und neue angebahnt werden konnten.

Als seine Gattin vor einigen Jahren starb, wirkte sich ihr Fehlen auf seine Lebensgewohnheiten und die Sammeltätigkeit aus. Er besorgte still seinen kleinen Haushalt, kochte sich selbst, hielt peinlichste Ordnung und schränkte seinen persönlichen Verkehr ein, bis ihn am 18. Juni 1953 der Tod überraschte und seinem arbeitsreichen Dasein ein Ende setzte. Der Ehe war ein Sohn Johann entsprossen, der heute Bergwerksbeamter in der Steiermark ist.

Der Wunsch des Verstorbenen war, daß seine Schmetterlingsammlung als Ganzes verbleibe und Zeuge sein solle, was Fleiß und unermüdlige Ausdauer zu schaffen vermögen; das Heimatmuseum in Gmünd erwarb von seinem Sohne die Sammlung und so bleibt das Lebenswerk des Waldviertlers Johann Strondl für seine Heimat erhalten.

Er war ein treuer Sohn des Waldviertels, der seine Ruhetage im Örtchen Mistelbach, das zwar keinerlei Anregungen, dafür aber viel Ruhe und Sammlung für geistige Arbeit bot, verbrachte. Seine erfolgreiche Beschäftigung wurde mehrfach anerkannt. Dieser Mann verdient es, daß sein Name der Nachwelt erhalten bleibt.

## Heimatkundliche Bausteine

**Fund einer römischen Münze bei Dobersberg.** 1940 fand der Student Helmut Rainer auf der Breite des Schellingshofes bei Dobersberg in einigem Abstand von der Straße gegen Thaya eine Bronzemünze, die er an Dipl.-Ing. Adalbert Gürtler abgab, der sie wieder dem Schreiber dieser Zeilen überließ. Es konnte festgestellt werden, daß sie das Bild des Kaisers Valentinian II. (371—392 n. Chr.) zeigt. Der derzeitige Stand der Geschichtsforschung über die Römerherrschaft in Österreich sieht im Fund einer Römermünze aus dem 4. Jahrhundert nach Christus im oberen Waldviertel im Thayatal kein allzu auffälliges Ereignis. (Dr. Heinrich Kauscher).

### Der Hof des Weitraer Bürgerospitals zu Groß-Schönan.

H. Plesser erwähnt im 6. Band der „Geschichtlichen Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt“, S. 527, eine Urkunde des Weitraer Stadtarchivs, wonach am 6. 2. 1356 Johann von Kayau auf Idolzberg dem Bürgerospital Weitra „3 Pfund 80 Pfennig Geldes, gelegen auf 5 Lehen zu Sulcz“ schenkt. Eine genaue Durchsicht der Original-

urkunde zeitigte aber die erstaunliche Tatsache, daß genannter Ministeriale gleichzeitig mit den genannten Gütern noch drei Hofstätten zu Sulz und einen Hof zu G r o ß = S c h ö n a u verkaufte. Tatsächlich wird jener Hof in allen Spitalsurbaren erwähnt und gehörte bis zur Aufhebung der Grundobrigkeit zu jener Stiftung. Da diese neu aufgefundene Tatsache wesentlich dazu beiträgt, die frühen herrsch. Besitzverhältnisse bzw. des heutigen Marktes Groß-Schönau zu klären, sei davor gewarnt, sich unbedingt auf gedruckte Regesten zu verlassen. (Dr. Pongraz).